

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0938

Aktenzeichen

6/19

Titel

Mitteilungsblatt zur Arbeit der Gossner Mission

Band

Laufzeit

1970 - 1972

Enthält

gedruckte Belegexemplare der "Mitteilungen aus der Arbeit der Gossner Mission"

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Mitteilungen der Gossner Mission
1970 - 1972

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1972/Nr. 5 · Oktober

FÜNF JAHRE GESUNDHEITSDIENST IN INDISCHEN DÖRFERN

von Ilse Martin Takarma/Indien

Die Gossnerkirche in Indien unterhält ein Krankenhaus in Amgaon im Bundesstaat Orissa. Es wurde 1955 ganz klein und bescheiden begonnen und ist allmählich zu einem Krankenhaus mit 60 Betten angewachsen. Seit 1970 wird das Krankenhaus von einem indischen Arztehepaar geleitet, ausreichendes indisches Pflegepersonal sowie die erforderlichen Hilfskräfte sind dort tätig. Da die Bevölkerung sehr arm ist, müssen die Preise für Medikamente und Krankenhausaufenthalt so niedrig wie möglich gehalten werden. Daher benötigt ein solches Krankenhaus Zuschüsse aus Deutschland.

Das Gebiet der Gossnerkirche umfaßt etwa 75 000 qkm. Trotz der Anstrengungen der indischen Regierung ist die ärztliche Versorgung sehr unzureichend. Deshalb plante die Gossnerkirche, ein zweites Krankenhaus einzurichten. Gegen diesen Plan erhoben sich Bedenken, weil die Kirche schon nicht in der Lage war, nur ein Krankenhaus ohne ausländische Finanzhilfe zu unterhalten.

Dies ist nicht nur ein Problem der Gossnerkirche, sondern der gesamten ärztlichen Mission. Seit Jahren werden neue Wege gesucht, um möglichst vielen Menschen medizinische Betreuung zu kommen zu lassen, die im Rahmen der Möglichkeiten der Entwicklungsländer liegt.

Auch wir in der Gossnerkirche versuchen, einen neuen Weg zu gehen. Im Kirchenkreis Takarma, ca. 125 km südlich von Ranchi, wollte man eine Zentrale einrichten, von der aus mehrere Dorfkliniiken versorgt werden sollten. In einem Gebiet das 150 qkm umfaßt, leben 25 000 Inder: Christen und nichtchristliche Adivasis, Hindus und Mohammedaner. Das nächste Regierungskrankenhaus mit einem Arzt liegt 50 km südlich, ein anderes 90 km nördlich von Takarma. Spezialbehandlungen, Operationen, Röntgenuntersuchungen sind nur in Ranchi möglich. So schien uns das Dorf Takarma ein geeigneter Ort für diese Zentrale zu sein.

Im Jahre 1939 verließ die letzte deutsche Missionsschwester Takarma. Der von ihr ausgebildete Krankenpfleger führte die Poliklinik im bescheidenen Maße fort, indem er Kranke besuchte und einfache Medikamente verabreichte. Nach seinem Tode übernahm ein älterer indischer Pastor diesen Dienst. Er wurde dafür drei Monate im Missionskrankenhaus Amgaon ausgebildet. Als ich 1967 meinen Auftrag in Takarma übernahm, war ich sehr froh, in ihm gleich einen guten Helfer zu haben. Erstaunt war ich zu



Ein altes, solides Haus — die Krankenstation in Takarma, Schwester Ilse Martins Stützpunkt.

hören, daß die Christen von Takarma schon seit einigen Jahren Geld für eine Krankenstation sammelten. Es war noch keine große Summe vorhanden, doch bewies sie das Interesse der Gemeindeglieder für den Dienst an Kranken.

Man stellte mir ein altes, solide gebautes Haus zur Verfügung. Es war so groß, daß ich darin wohnen und zehn Patienten unterbringen konnte. Auch Untersuchungszimmer, Behandlungsraum, Entbindungszimmer und Labor fanden darin noch Platz. Die breiten Veranden wurden allerdings auch bald von Patienten belegt. Zwei Jahre lang genügte uns dieses Provisorium, doch waren wir sehr froh, als wir für einen Neubau grünes Licht bekamen. 6 000,— DM konnten wir selbst aufbringen, 10 000,— DM kamen aus Deutschland dazu. Baumaterial — eine Art Granitstein — war billig in der Nähe zu beschaffen. Viele freiwillige Helfer meldeten sich, so daß es nicht lange dauerte, bis das einfache Gebäude stand. Auch für den Brunnenbau fanden sich viele willige Hände. Die Einweihungsfeier wurde dann auch ein richtiges Volksfest. Jeder war stolz auf das neue Haus mit 30 Betten.

Inzwischen hatte ich genügend Pflegekräfte gewonnen, die es mir ermöglichten, die erste Außenstelle einzurichten.

Im Mai 1969 mieteten wir in Khuntitoli (45 km südlich von Takarma) zwei Räume in einer Lehmhütte. Eine Schwester wurde dort stationiert, ich fuhr einmal wöchentlich dort hin, um Sprechstunde zu halten.

1970 wurde eine zweite Außenstelle in Kamdara, 40 km nördlich von Takarma, gemeinsam mit der anglikanischen Kirche eingerichtet.

1971 bat die Gemeinde Purnapani um eine Krankenstation. Dieses Dorf liegt ca. 125 km südlich von Takarma, also eigentlich zu weit entfernt; doch Khuntitoli liegt an der selben Straße und da ich 1970 einen Jeep-Krankenwagen bekommen hatte, konnte ich hier die dritte Außenstelle errichten. Ich fahre nun jeden Montagnachmittag von Takarma nach Purnapani, halte dort am Dienstag die Klinik, fahre dann am Abend nach Khuntitoli, um dort am Mittwoch Dienst zu tun, von hier geht es auch wieder gegen Abend nach Kamdara für die Donnerstag-Klinik. Donnerstagsabend kehre ich dann nach Takarma zurück.

In Takarma vertritt mich während meiner Abwesenheit der sehr gut ausgebildete Krankenpfleger Surin mit Hilfe von Pastor Kiro und zwei Pflegerinnen.

Wir haben mit der Errichtung der drei Außenstellen den Versuch unternommen, einen größeren Personenkreis zu erreichen, als uns dies vorher möglich war. Unsere Erfahrung hatte uns gezeigt, daß nur sehr wenige sich auf den Weg zu einer zentral gelegenen

Krankenstation machen, wenn diese eine zu weite Entfernung von ihrem Heimatdorf bedeutet. Erst wenn eine Krankheit sehr schlimme Formen angenommen hat, machen sich Patient und Angehörige auf, und dann ist es oft zu spät. Abhilfe kann man hier nur schaffen, wenn man es den Menschen möglich macht, auch mit einer leichten, vielleicht erst gerade beginnenden Erkrankung ohne große Mühe Hilfe zu suchen. Je mehr Krankheiten im Entstehen erkannt und behandelt werden können, um so wirkungsvoller ist die Verbesserung des allgemeinen Gesundheitsstandes. Diese Frühbehandlung kann aber in vielen Fällen von weniger qualifizierten Kräften durchgeführt werden, weil es sich in der Regel um wenige, immer wiederkehrende Krankheitsbilder handelt. Eine solche Außenstelle, mit einer Dorfschwester besetzt, braucht dann nur den wöchentlichen Besuch einer erfahrenen Kraft, die sich aller schwereren Fälle annimmt. Freilich bedeutet das für mich, daß ich ein sehr viel »bewegteres« Leben führen muß, als dies beim Dienst in einem normalen Krankenhaus der Fall wäre. Doch der Erfolg rechtfertigt diesen Einsatz, der natürlich nicht zuletzt auch sein Geld kostet: Mein Jeep samt Fahrer und allen notwendigen Aufwendungen für seinen Betrieb kostet nicht wenig. Und dieses Geld kann nicht von den Kranken aufgebracht werden. Es kommt aus Deutschland.

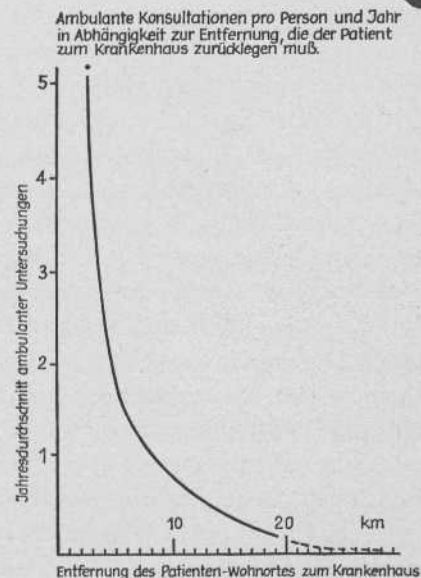
Die Patienten bezahlen nach Möglichkeit für die Injektion und Medikamente. Die Preise sind bewußt niedrig gehalten. Dennoch konnten aus den Einnahmen die Mitarbeiter-Gehälter und die laufenden Ausgaben einschließlich Medikamenten-Rechnungen bestritten werden.

Die Organisation von Gesundheitsdiensten

Sehr ausführlich befaßt sich Maurice King, bis vor kurzem als Professor in Lusaka, mit allen Aspekten der medizinischen Versorgung in Entwicklungsländern. Dienste in Übersee hat in der Reihe »texte« unter Nummer 4 einen Auszug in deutscher Sprache aus dem Standardwerk »Medical Care in Developing Countries« herausgebracht. Die nebenstehende Grafik und der Text ist diesem Heft entnommen. Maurice King schreibt: »Trotz der verhältnismäßig großen Zahl medizinischer Einrichtungen

in dem dargestellten Gebiet (in Ostafrika) wird nur in einem Zehntel dieses Bereiches die angestrebte Mindestzahl von 2,5 Behandlungen pro Person und Jahr erreicht. In einem kleineren, aber immer noch bedeutenden Gebiet übersteigt die Zahl der Behandlungen das Mindestmaß beträchtlich — in der Nähe des Krankenhauses kommt es beispielsweise bis zu sechs Behandlungen pro Person und Jahr. Diese Unausgewogenheit kann man am besten dadurch korrigieren, daß man die medizinischen Dienste zu den Menschen bringt, anstatt die Patienten zu den Zentren kommen zu lassen.«

aus: »Medizin der Armut«
texte 4



KIRCHE AUF DEM WEG ZUM ARBEITER

von Gerhard Mey, Kamerun

Am 15. Oktober wird nach sechsmonatiger Laufzeit der erste Kurs für angehende Industriepfarrer in Douala, Kamerun, zu Ende gehen. Zwölf Theologen aus dem schwarzen Westafrika werden sich — ähnlich wie es seit Jahren in unserem Arbeitszentrum Mainz für deutsche Verhältnisse erprobt ist — durch eigene Arbeit in Fabriken und durch ständige begleitende Gespräche mit einer Gruppe von Beratern, zu denen unser Mitarbeiter Gerhard Mey gehört, in das schwierige und unbekannte Gebiet einer situationsbezogenen Pfarrtätigkeit vorgearbeitet haben. Der nebenstehende Auszug aus einem Brief von Gerhard Mey läßt hiervon etwas ahnen.

Es ist Nachmittag gegen fünf Uhr. Die ersten Kursteilnehmer sind von der Arbeit zurückgekommen und ich habe mich gerade mit Sampasa aus Lubumbashi unterhalten, der bei einer Seifen- und Ölfabrik arbeitet. Heute war dicke Luft im Betrieb, weil es zwei Unfälle gab. Ein Arbeiter wollte sich aus einem Wasserbottich das Gesicht waschen, wie er das gelegentlich tut. In dieses Wasser war aber Säure aus einer Leitung gelaufen, die undicht geworden war. Der Arme hatte sich das ganze Gesicht verbrannt. Ein anderer hat von dem gleichen Wasser getrunken und liegt angeschlagen im Krankenhaus. Die Kollegen meinten nun, der Personalchef (ein Weißer, verhaßt) habe die Leute vergiften wollen. Er ist berüchtigt wegen seiner Willkür im Betrieb. Die Belegschaft hat sich gemurmelt, doch dieses Murmeln führt natürlich weiter zu nichts. Die Unfallverhütungsmaßnahmen im Betrieb scheinen nicht beachtet zu werden. Die Betriebskrankenschwester sagte zu Sampasa, solche Unfälle kämen häufiger vor. Diese alltäglichen Vorfälle zeigen, was Industriearbeit hier heißt. Sampasa erzählte folgendes: In seiner Gruppe, die normalerweise aus sechs Mann besteht, haben heute zwei gefehlt. Das Arbeitssohl wurde aber nicht herabgesetzt. Derselbe Personalchef, von dem die Rede war, erklärte der Gruppe, daß der Fabrikherr selbst das Soll festgesetzt habe, und daß man überhaupt nichts dagegen machen könne. Sampasa wollte einmal auf die Toilette, konnte aber nicht aufhören, ohne

den Arbeitsfluß völlig durcheinander zu bringen. Er fragte den Vorarbeiter, der nebenan sitzt und nur die gefüllten Seifenkästen kontrolliert, ob er ihn nicht einmal fünf Minuten lang ablösen würde. Aber er bekam nicht einmal eine Antwort und mußte bis zur Mittagspause weitermachen. Man kann gegen so etwas gar nichts unternehmen, weil außer dem Maschinisten nur Saisonarbeiter da sind, also Leute, die von heute auf morgen entlassen werden können und für 300 Francs Tagelohn arbeiten. Für 300 Francs bekommt man drei Flaschen Bier. Saisonarbeiter soll es laut Arbeitsgesetzgebung eigentlich nur für kurze Perioden, z. B. während der Zuckerkampagne, geben. In der Seifenfabrik arbeiten aber die Saisonarbeiter oft über drei Jahre, ohne in ein normales Arbeitsverhältnis übernommen zu werden. Das ist schlicht ungesetzlich. Die Arbeitsgesetzgebung von Kamerun ist ganz fortschrittlich. Aber der Gewerbe-Inspektor erklärte uns in der Einführungswoche: In der Praxis werden die Gesetze selten voll angewandt. Gegenüber seinen Mitarbeitern sagte er, die Härte des Gesetzes trafe nur diejenigen mit schlechtem Willen. Bei den anderen versuche man, zwischen Fabrikherrn und Arbeiter zu vermitteln. Haben Sie schon einmal einen Boß mit schlechtem Gewissen gesehen?

Für Sampasa und mich boten diese Vorfälle von heute eine Möglichkeit, über Aufgaben, Ziele und Grenzen kirchlicher Industriearbeit zu reden.

Kirche und Industrie bilden in Afrika je

für sich getrennte Welten mit eigenen Gesetzen. Die Industrie nimmt sich mit den Verhaltensweisen, die sie auferlegt, mit den Werten, die sie setzt, im afrikanischen Leben noch freier aus als die Kirchen. Dabei sind zum Unterschied zur europäischen Erfahrung die Arbeiter vielfach noch in der Welt der Kirche verwurzelt und kennen und anerkennen die dort geltenden Verhaltensweisen. In der Begegnung mit dem Pastor schaltet der Arbeiter auf die Formen um, die er von der Kirche her kennt. Der Pfarrer aber unterschätzt deswegen die Entfernung zwischen den beiden Welten völlig oder nimmt sie gar nicht wahr. Es war eine wichtige Erkenntnis für den zukünftigen Industriepfarrer, nun als Hörender und Lernender mit dem Ziel der Zusammenarbeit den Arbeitern zu begegnen. Wenn der Pfarrer kommt, ist das immer so eine Art Herablassung dem Arbeiter gegenüber. Es ist weithin Gewohnheit der Pfarrer, sich dem »Volk« gegenüber immer als die Wissenden zu betrachten, also als solche, die Ratschläge zu erteilen haben. In unserem Kurs wirkt sich das so aus, daß die Teilnehmer von uns Dozenten etwas lernen wollen, während die Orientierung, die wir anzubieten versuchen, nicht vom Dozenten vermittelt werden kann, sondern nur aus der Begegnung mit den Lebensumständen und den Leuten selbst folgt. Das stößt bei den Kursteilnehmern auf Schwierigkeiten, manchmal sogar auf Widerstand. Man lernt immer am liebsten »von oben nach unten« — Sie verstehen, was ich damit ausdrücken will. Schwierig wird es ebenfalls für den Industriepfarrer sein, wie er vor allem auch für den Arbeiter die Verbindung zwischen christlicher Weltvorstellung und der Welt der alltäglichen Erfahrung herstellen soll. Mit anderen Worten: Es wird schwierig sein, zu zeigen, daß es die Kirche nicht nur mit dem Himmel, sondern ebenso mit dem Leben hier zu tun hat. »Himmel« als Symbol für religiöse Erfahrung hat dabei für viele einen durchaus gefüllten Sinn. Das ist keine entleerte Schablone wie bei uns, und genau das macht ja die Sache kompliziert.

KURZMELDUNGEN

Folgenschwerer Verkehrsunfall

Am 30. Juli prallte der Krankenwagen aus Takarma auf der Fahrt nach Khuntitoli an einer unübersichtlichen Stelle mit einem Linienomnibus zusammen. Der Fahrer des Krankenwagens erlag wenig später seinen Verletzungen; drei Mitfahrer wurden schwer verletzt. Auch der Sachschaden ist schwer.

Dürre

Die Ernteaussichten sind nach drei erfreulichen Jahren für diesen Herbst in Indien als nicht gut zu bezeichnen. Nach bisher vorliegenden Meldungen hat der Monsunregen viel zu geringe Wassermengen gebracht, so daß vor allem der Reisanbau schwer gelitten hat.

Wahlen

In der Gossnerkirche finden in diesem Herbst Neuwahlen für Gemeinden, Kirchenbezirke und die Gesamtkirche statt. Die Wahlen beginnen in den Ortsgemeinden. Die neue Kirchenleitung wird Anfang November zusammentreten. Nach der Ordnung der Kirche übernimmt der jetzige stellvertretende Kirchenpräsident, Rev. Junul Topno, die Leitung der Kirche.

Neue Verfassung

Der neue Verfassungsentwurf der Gossnerkirche kommt nicht zur Abstimmung. Trotz intensiver Versuche, zu einer Einigung zu kommen, hat der Kirchenbezirk Assam von seinem Vetorecht Gebrauch gemacht, so daß der vorliegende Verfassungsentwurf wieder zurückgezogen werden muß. Diese Entscheidung ist zu bedauern, weil alle Beteiligten davon überzeugt sind, daß eine neue Verfassungsordnung für die Gossnerkirche dringend vonnöten ist.

Mennoniten fragen in Ranchi an

Die Generalkonferenz der Mennonitenkirche im Ostteil des Bundesstaates Madhya Pradesh hat in einem offiziellen Schreiben an die Gossnerkirche den Wunsch zum Ausdruck gebracht, ihre Gemeinden in die Gossnerkirche einzugliedern und ihre Arbeit durch die Lutheraner fortsetzen zu lassen.

Gästeheim in Berlin geschlossen

Seit dem 1. Juli 1972 ist das Gästeheim im Haus der Mission in Berlin geschlossen. Die Missionsleitung sah sich zu diesem Schritt gezwungen, weil durch die hohen Personalkosten, die durch den Betrieb entstanden, ein erhebliches Defizit unvermeidbar geworden wäre. Wir bitten unsere Freunde um Verständnis für diese Maßnahme, die im Interesse unserer Arbeit in Übersee nötig wurde.

Pastor Hecker am Theologischen College in Ranchi

Pastor Hecker mit seiner Familie beendete seine Sprachstudien und wird dem Lehrkörper des Gossner Theologischen College in Ranchi angehören. Frau Pastorin Hecker übernimmt ebenfalls einige Klassen im College. Das Ehepaar unterrichtet in Hindi. In Pastor Hecker, der von der badischen Landeskirche entsandt wurde, hat die Gossnerkirche lebendigen Kontakt zu den Kirchen in Deutschland.

Dr. M. Bage zum Serampore-College

Dr. M. Bage wurde Urlaub erteilt, um dem Lehrkörper des Serampore-College in Serampore/West-Bengalen beizutreten.

Paulus Kerketta verläßt Theologisches College

Mr. Paulus Kerketta, der vielen Freunden in Deutschland bekannt ist, hat um seine Entlassung aus dem Gossner Theologischen College gebeten, um ab. 1. Mai 1972 bei der Marine Diesel Comp. Ltd., Dhurwa/Ranchi zu arbeiten. Um die Vakanz im College zu besetzen, erfolgte eine provisorische Berufung.

Neuer Mitarbeiter in Mainz

Seit dem 1. August 1972 verstärkt als dritter Mitarbeiter neben Horst Symanowsky und Christa Springe Pfarrer Wolfgang Gellert den Kreis der Leitung des Mainzer Arbeitszentrums. Ein Schwerpunkt seiner neuen Tätigkeit wird die Kandidatenausbildung und Pfarrerfortbildung sein.

MISSION, DRITTE WELT, THEOLOGIE, KATECHETIK, PÄDAGOGIK, KINDERBÜCHER, BELLETRISTIK, TASCHENBÜCHER, KALENDER.

Geben Sie schon jetzt Ihre Bestellung für das Weihnachtsfest, für Geschenke an Mitarbeiter und Freunde, nicht zuletzt für sich selbst, an die

BUCHHANDLUNG DER GOSSNER MISSION

1000 Berlin 41, Handjerystraße 19/20, Telefon (03 11) 8 51 29 20
Prospekte werden auf Wunsch gern zugeschickt.

Weihnachtsbasar

Am 11. November 1972 findet im Gossnersaal des Hauses der Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19, der traditionelle Weihnachtsbasar statt. Die Möglichkeit zum Einkauf guter und preiswerter Geschenke besteht ebenso wie die Gelegenheit zu Information über den Stand der Arbeit in aller Welt. Alte und neue Freunde sind herzlich eingeladen.

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner Mission:

Postscheckkonto: Berlin-West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank 0407 480 700

Postscheckkonto Hannover 1083 05

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1972/Nr. 6 · Dezember

Dorothea H. Friederici

DIE VEREINIGTE NEPAL MISSION

Land, Leute, Religionen:

Das kleine Königreich im Himalaya ist nur etwa halb so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. Es besteht aus einem ausgeprägten Dschungel-Streifen im Süden des Landes, dem sogenannten Mittelgebirge, das bis etwa 3000 m Höhe reicht, und dem Hochgebirge mit den höchsten Bergen der Welt. Gipfel, von denen jeder Bergbegeisterte träumt: Mount Everest, den die Einheimischen Sargarmatha = Sitz der Götter nennen, Annapurna, Chooyu und die photogenen Riesen Matschaputschari = Fischschwanz und Ama Dablam = Mutter der Mütter.

In diesem Land wohnen ca. 11 Millionen Menschen, die etwa 34 verschiedene Sprachen sprechen und ein wahres Völkergemisch darstellen. Man findet hier die indisch-arische Rasse, die tibet-chinesische Rasse und viele Zwischenstufen vertreten.

So vielseitig wie seine Geographie und seine Menschen und ihre Sprachen, ist auch die Religion der Menschen in Nepal. Offiziell ist es der einzige Hindu-Staat dieser Erde, denn der regierende König gilt als eine Inkarnation des Gottes Vishnu. Aber neben dem Hinduismus ist der Buddhismus noch vertreten, und auch einige wenige Moslems findet man dort. Hinduismus und Buddhismus sind in Nepal kaum zu trennen, sie sind bunt vermischt und nur die wenigsten Nepalis wissen, ob sie Hindu oder Buddhist sind. An den hinduistischen Tempeln findet man buddhistische Gebetsmühlen, und an den buddhistischen Tempeln hinduistische Gottheiten. Man nimmt es nicht so genau und reiht Buddha unter die vielen Götter des Hinduismus, und bis vor wenigen Jahren war an einem buddhistischen Tempel das Bild von Christus neben denen Buddhas und Krishnas zu finden. Selbst der Tempel für den unbekannten Gott ist in Nepal keine Seltenheit.

Auf den Schwingen der Vögel ins verbotene Land

Für alle Ausländer war Nepal bis zu Anfang der fünfziger Jahre geschlossen, es war ein verbotenes Land. Missionsgesellschaften siedelten sich an der Grenze des Landes an und versuchten von dort aus nach Nepal hinein zu arbeiten.

Nach einem Regierungsumsturz öffneten sich die Grenzen, und die ersten Ausländer wurden eingeladen in Nepal zu arbeiten und zu leben.

In einer der Missionsstationen an der Nepali Grenze arbeiteten die Amerikaner Robert und Bethel Fleming. Er war Biologe und Vogelforscher und arbeitete als Lehrer an einer Schule, sie war Ärztin. Dr. Robert Fleming erhielt die Einladung der Nepali Regierung, die Vögel des Himalaya-Gebirges zu erforschen, und zu dem Team, das ihn bei dieser aufregenden Expedition begleitete,



Tempelplatz am Hanuman Dhoka in Kathmandu

gehörte auch seine Frau, die die Expeditions-Teilnehmer medizinisch betreuen sollte. — Die Flemings durchzogen unentdeckte Gebiete, und die meisten Menschen, denen sie begegneten, hatten noch nie vorher weiße Menschen gesehen. Sehr bald ergab es sich, daß Frau Dr. Fleming keineswegs nur die Expeditionsteilnehmer mit Medizin versorgte, sondern mehr einheimische Patienten betreute als man je angenommen hatte. Man sah die Not im Lande, und recht bedrückt kehrte man nach Nord-Indien zurück, wissend, daß dieses eine wissenschaftliche Expedition war, die Türen des Landes für einen längeren Aufenthalt aber noch verschlossen waren.

Wie überrascht waren die Flemings, als im nächsten Jahr wieder eine Einladung der Nepali Regierung kam, wieder für eine Vogelforschungs-Expedition. Diesmal nahmen sie viel mehr Medikamente mit, um den Einheimischen besser helfen zu können, und ein zweiter Mediziner, Herr Dr. Carl Friedrichs, begleitete das

Forschungsteam. Nun waren beide Ärzte voll beschäftigt, Kranke zu behandeln. Die Forschungsarbeiten machten Fortschritte, darüber freute man sich, aber der Gedanke, daß damit nun der Aufenthalt in Nepal beendet sei, bedrückte wieder sehr.

Und das Wunder geschah, die Nepali Regierung sprach die dritte Einladung aus. Herr Dr. Robert Fleming und sein Team entdeckte Vögel aller Art und konnte gute wissenschaftliche Erfolge verzeichnen, während Frau Dr. Bethel Fleming und Herr Dr. Carl Friedericks das Team und viele, viele Einheimische medizinisch betreuten.

Ein guter Ruf ging den Flemings voraus, und als man sich zum Abschluß dieser Forschungsreise in Kathmandu, der Hauptstadt, bei dem König des Landes bedanken wollte für die Forschungserlaubnis, überraschte dieser damit, daß er Frau Dr. Fleming bat, in Kathmandu ein Krankenhaus zu eröffnen.

Ein Krankenhaus im »Friedenspalast«

Was hätte die Missionare mehr reizen können als nach Nepal, in das »verbotene Land«, zu gehen und dort zu arbeiten? Frau Dr. Fleming sah darin eine klare und eindeutige Führung Gottes und sagte also mit Freuden zu, knüpfte aber an diese Zusage zwei Bedingungen:

1. Zumindest noch ein Arzt mußte mitkommen dürfen, da sie alleine die Verantwortung für ein Krankenhaus nicht tragen wolle und könne. Und auch anderes Personal, wie Krankenschwestern, Laboranten usw. mußten die Genehmigung erhalten, in Nepal zu arbeiten.
2. Außer in Kathmandu ein Krankenhaus aufzubauen, wolle man in einigen Dörfern der Umgebung der Hauptstadt auch noch medizinische Versorgungsstationen einrichten.

Die Nepali Regierung erklärte sich damit einverstanden und gab

Eine gerade examinierte Krankenschwester stellt sich mit ihren Eltern am Eingang des Shanta-Bhawan-Krankenhauses dem Fotografen



Frau Dr. Fleming die Genehmigung, mit einem Team nach Nepal zu kommen und insgesamt 5 Gesundheitszentren, einschließlich des Krankenhauses in der Hauptstadt, zu gründen. Froh kehrten die Flemings nach Nord-Indien zurück und versuchten nun das Team zusammenzustellen, das mit Frau Dr. Fleming in Nepal arbeiten sollte.

Und damit begann eigentlich die Vereinigte Nepal Mission, denn Frau Dr. Fleming nahm Mitarbeiter der verschiedenen Missionen, die sich im Grenzgebiet Nepals angesiedelt hatten, in ihr Team auf. 1954 wurde die Arbeit in Nepal offiziell eröffnet. Zunächst wohnte und arbeitete man in verschiedenen Notunterkünften, aber nach einigen Jahren wurde den Ärzten ein großer Palast zur Verfügung gestellt, der zu einem Krankenhaus umgebaut wurde. Und so befindet sich noch heute das Missionskrankenhaus Kathmandus im Shanta Bhawan = Friedenspalast. Kann es einen besseren Namen für ein Missionskrankenhaus geben?

Einigkeit macht stark

Seit den Anfängen der Arbeit in Nepal sind fast 20 Jahre vergangen. Die Flemings sind pensioniert, leben aber noch in Kathmandu. Herr Dr. Fleming ist seinen Vogelforschungen treu geblieben, und das Chicagoer Museum kann viele seiner Erfolge beweisen. Mit großer Geduld erklärt er auch heute noch allen Interessenten die bunte Vogelwelt des Himalaya. — Frau Dr. Fleming hat ihre Arbeit im Shanta-Bhawan-Krankenhaus und in den Dorfkliniken beendet. Aber auch heute noch steht sie mit Rat und Tat zu jeder Zeit bereit, und kleinere Krankenhäuser, von der Nepali Regierung eingerichtet und von jungen Nepali Ärzten geleitet, schätzen die Hilfe dieser erfahrenen Ärztin sehr. Die Vereinigte Nepal Mission ist groß geworden. 28 verschiedene Missionsgesellschaften aus 14 Ländern gehören ihr an, auch die Gossner Mission ist seit 1968 Mitglied der Vereinigten Nepal Mission.

Viele einheimische Mitarbeiter und etwa 180 ausländische Missionare arbeiten in 8 großen Projekten, die die Vereinigte Nepal Mission mit Zustimmung der Nepali Regierung aufgebaut hat. Man arbeitet in Krankenhäusern und Dorfkliniken, in Handwerker-Ausbildungszentren und in Schulen, ein Studier- und Freizeitprogramm für Studenten der Colleges und Universität Kathmandus und ein Berufsberatungs- und Stipendienprogramm wird von der Vereinigten Nepal Mission durchgeführt.

Über ihre Arbeit und über die kleine christliche Gemeinde, die sich inzwischen in Nepal gegründet hat, berichten wir in der nächsten Ausgabe dieser Zeitschrift. Heute wollen wir nur noch einmal in Ihre Erinnerung rufen, daß Schwester Monika Schutzka seit dem vergangenen Sommer als erste Mitarbeiterin der Gossner-Mission bei der Vereinigten Nepal Mission ist. Sie wird Anfang 1973, nach Vollendung ihres Sprachkurses, zum erstenmal eingesetzt werden, vermutlich in einem medizinischen Dorfprojekt im Palpa-Bezirk in West-Nepal.

Klaus Schwerk:

Mission im sechsten Kontinent

Bei der Vorbesprechung in einer Kirchengemeinde gebrauche ich das Wort »Dritte Welt«. Der geschäftsführende Pfarrer unterbricht mich: »Lieber Bruder, lassen Sie solche Worte aus dem Spiel. Das sind politische Schlagworte.« Wenig später überlegen wir, wie man Kindern hier deutlich machen kann, wie Kinder in Indien leben. Der Pfarrer schlägt vor, Spielsachen, die die Kinder dort gebrauchen, hier zu zeigen. Spiel sei doch das vereinende Band der Kinder in aller Welt. Ich erwidere: »Kinder in Indien spielen nicht, sondern arbeiten.« Ich hätte auch sagen können: »Lieber Bruder, lassen Sie solche Worte wie Spiel aus dem Spiel. Das sind europäische Schlagworte.«

Eines wurde uns klar: Wir wußten beide nicht, wovon der andere sprach. Trotz perfekter Information, vielleicht aber auch gerade deswegen, sind uns Grundbegriffe der Mission unbekannt, wissen wir nichts von den Menschen, denen wir Gott den Vater, Sohn und Heiligen Geist bezeugen wollen, und für die wir beten.

Wer gelegentlich in Gemeinden gerufen wird, um »über Mission zu reden«, sieht sich oft vor einem Dilemma. Durch Jahrzehnte hat sich gerade in den treuen Freundeskreisen ein Bild von Mission geformt, das nur noch die Karikatur der Wirklichkeit ist. Der Vorwurf für diesen beklagenswerten Zustand trifft uns selbst zuerst. Zu lange haben wir in der Art, wie wir von unserer Arbeit berichteten, nur jene Ausschnitte unserer Erfahrungen wiedergegeben, die sich mit den Erwartungen unserer Hörer zu decken schienen: persönliche Erlebnisse, Lebensgeschichten einzelner, und nicht zuletzt versteckt oder offen den Hinweis, daß wir selbst und unsere Arbeit eine wesentliche Lücke schließen helfen. Das führt dann oft zu der kuriosen Situation, daß man z. B. über Indien spricht als wäre es ein christliches Land und vergißt, daß 97 von 100 Menschen weder Christen geworden sind, noch nach menschlichem Ermessen in absehbarer Zukunft werden. Hier muß also nachgearbeitet werden, und zunächst bei uns selbst.

Diese Aufgabe übersteigt die Möglichkeiten eines einzelnen bei weitem. Die Gefahr des Rückfalls aus Bequemlichkeit oder Erschöpfung liegt zu nahe. Gemeinsam arbeiten darum Frauen und Männer verschiedener evangelischer und katholischer Gesellschaften in der »Aktion Missio« das Vernachlässigte auf. »Ziel dieser Arbeit ist es«, so kann man in einer Einführung lesen, »Interesse und Verständnis für die Probleme der Dritten Welt zu wecken; deutlich zu machen, wie wir an der Geschichte

dieser Länder beteiligt sind, und wie ihre Zukunft auch unsere Zukunft bestimmen wird; ein Bild zu geben von den Kräften, die um die Gestaltung dieser Länder heute miteinander streiten; und schließlich all die Arbeit darzustellen, die dort aus christlichem Glauben getan wird.« In ökumenischer Ergänzung helfen sich Priester und Laie, Pastorin und Nonne zu Nüchternheit und Sachlichkeit. Mission spielt nur eine Stimme im Orchester der Stimmen der Zeit. Es kommt darauf an, daß diese Stimme ohne falsche Nebentöne erklingt. Darum sind kritische Frager so wichtig, die ohne Scheu aussprechen, wo sie Falschspieler vermuten. Schüler sind hier großartige Helfer.

In den vergangenen Wochen waren wir wieder, wie vor einem Jahr, »im Einsatz« der Aktion Missio, diesmal in Hamburg. Vormittags Schulstunden, oft bis in den Nachmittag hinein, bis der Rücken steif, die Knie weich und die Stimmbänder rauh waren, nachmittags und abends Vorträge in Gemeinden bei Konfirmanden, alten Damen und engagierten Hitzköpfen, sonntags in den Kirchen beider Konfessionen vor dem Altar und auf Kanzeln, mit und ohne *venia praedicandi*, Talar und Kutte.

Freilich begünstigt die Einmaligkeit einer solchen konzentrierten Aktion den Anfang eines neuen Gesprächs. Schüler, die seit der Konfirmation nicht mehr am Religionsunterricht teilnehmen, die die Kirche ihres Stadtteils nicht einmal von außen kennen, sind zum kritischen Gespräch über Sinn und Aufgabe christlichen Glaubens bereit, weil das Gespräch mit dem fremden Partner interessant zu werden verspricht. In der Tat, es sind aufregende Stunden gewesen. Ich erinnere mich an eine Schule. An der Außenseite zeugten Kampfparolen vom wachen Sinn der Schüler. Interessant war auch die Doppelstunde, die uns zugeteilt war. Ohne nach unserem Normalschema zu fragen, eröffnete ein Sprecher die Diskussion: »Heute ist die Pille dran« — ein Thema, das auf unserer Liste so nicht stand. Hinter dieser Forderung standen zwei brennende Fragen: Was bedeutet Hilfe für die Dritte Welt, solange sie das Problem der Bevölkerungszunahme nicht meistert? Und dann ganz unmittelbar: Welche Hilfe bieten Sie uns jetzt und hier? In ganz unerwarteter Weise wurden die Probleme der Dritten Welt zugleich auch Probleme unseres Alltags, und beides lag als harter Brocken vor unseren Füßen. Wir mußten uns viel über die Versäumnisse von Kirche und Mission anhören. Und unsere Freunde erfuhren manches, was ihnen unbekannt war, weil ihnen Glaube ein religiöses Schlagwort geworden war — freilich durch wen? Es war ein Anfang. Allerdings hat es uns bekümmert, daß die radikalen Frager am Schluß resigniert feststellten, daß sie nun nicht mehr mit uns, sondern mit der örtlichen Gemeinde weitersprechen mußten. »Mit denen — unmöglich!« Gehören sie zu einer Gemeinde, wo Ordnung über alles geht, kirchlich und weltlich, wo der »Hirte« redet und die »Schafe« schweigen, wo »radikal« ein politisches Schlagwort und »Mission« eine Sache mit Heiden weitab vom Schuß ist? Mission im sechsten Kontinent hat eben erst begonnen.

KURZMELDUNGEN

Unser Arbeitszentrum in Mainz meldet:

Heinz Theo Arntz vom Niederrhein wird für die nächste Zeit unser Mitarbeiter. Er hat katholische Theologie studiert und gerade in Münster sein Examen gemacht. Er wird neben aller anderen Arbeit in unseren Seminaren der Partner für die katholischen Teilnehmer sein, die zu uns kommen, demnächst Priester aus Holland und Korea.

In Nakuru (Kenya) ist das Gemeindezentrum fertiggestellt und in Betrieb genommen. Der Ankauf und Umbau der Bierhalle ist gesichert, denn die von Ihnen erbetene Spende von 30 000,— DM ist zusammengekommen! Jetzt gehen Pfarrer Jochen Riess, Kefa Musiga und Mary Wemme mit vollen Segeln in die Arbeit. 85 000,— DM brauchen sie jährlich zu ihrer Durchführung.

In Süd-Afrika werden trotz aller Schwierigkeiten mit der Apartheitspolitik die Anfänge von Urban Industrial Mission (UIM) vorangetrieben: Schwarze Theologie-Studenten arbeiten in Industriewerken und erleben am eigenen Leibe, was dem schwarzen Arbeiter ein Leben lang widerfährt: rechtlos, sprachlos, getrennt von der Familie, ohne Hoffnung zu sein. Dieser Einsatz wurde mit Hilfe Ihrer Spenden finanziert und mit Hilfe des Fragebogens unseres Mainzer Seminars ausgewertet.

In Durgapur (Indien) hat in den ersten Monaten des Jahres Pfarrer Michael Bartelt aus Bochum, ein ehemaliger Seminarteilnehmer von uns, mitgearbeitet. — Jetzt ist Pfarrer Helmuth Donner aus Dortmund in Kalkutta, um im Auftrag der »Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe« Unterstützungsmaßnahmen aus Deutschland vorzubereiten, die vor allem zum Aufbau von Selbsthilfeaktionen in den schrecklichen Elendsvierteln dieser Riesenstadt dienen sollen.

Aus Berlin wird berichtet:

Dorothea Friederici ist die neue Mitarbeiterin hier. Sie war während der letzten zehn Jahre in Indien und Nepal tätig und kennt unsere Arbeitsgebiete dort. Sie wird sich hauptsächlich um die Öffentlichkeitsarbeit kümmern und den Kontakt zur Vereinigten Nepal Mission halten, bei der sie selbst 6 Jahre lang mitgearbeitet hat.

Pfarrer Neisel, der an einer Gelbsucht erkrankt war, ist wieder nach Montevideo ausgereist. Er hat sich in Deutschland schnell von dieser tückischen Krankheit erholt, und wir hoffen, daß er den Anforderungen, die Süd-Amerika gerade jetzt stellt, gewachsen ist.

Aus Zambia wird Anfang Dezember Pfarrer Siegwart Kriebel für Beratungen mit der Missionsleitung und dem Zambia-Ausschuß des Kuratoriums in Deutschland erwartet. Probleme der

Koordinierung unserer Arbeit mit der dortigen Regierung, der Verhältnisse innerhalb des Teams und Fragen der weiteren Gestaltung unserer Beteiligung an den Aufgaben in Zambia machen diese Konsultation dringend erforderlich.

Der Sprachkurs, den Monika Schutzka in Kathmandu/Nepal absolviert, neigt sich dem Ende zu. Schwester Monika schreibt, daß sie evtl. schon im November die Sprachprüfung ablegen kann, die sonst nach einem Jahr abgelegt wird. Die Kenntnisse der Oriya Sprache, die sie bei ihrem Einsatz in Indien erlernte, haben es ihr leichter gemacht, die neue Sprache Nepali zu erlernen. Obwohl beide Sprachen aus dem Sanskrit abgeleitet werden, ist das Alphabet doch grundverschieden. — Wir gratulieren Monika Schutzka also zu ihrem schnellen Erfolg und wünschen ihr viel Kraft und Segen für ihren baldigen Einsatz — vermutlich im P. pa-Distrikt in West-Nepal.

Prof. Grothaus bereiste im Oktober und November auf Einladung der Gossner-Kirche weite Gebiete in Chotanagpur (Indien), um sich durch eigene Anschauung einen Überblick über die Probleme der zahlreichen Kirchenschulen zu schaffen. Er wird seine Beobachtungen der Gossner-Kirche, dem Lutherischen Weltbund und der Missionsleitung mitteilen.

In Warsingsfehn in Ostfriesland wurde am 18. Oktober der traditionelle »Gossner-Tag« begangen. Viele Freunde kamen zu dieser Veranstaltung, und wir danken allen, die bei der Vorbereitung und Durchführung dieses Tages geholfen haben. — In den Tagen vorher und nachher haben einige unserer Mitarbeiter Gelegenheit gehabt, Gemeinden und Freunde unserer Mission in Ostfriesland zu besuchen und zu treffen.

Die Aktion Missio führte einen Großeinsatz im November in Hamburg durch. Unsere Mitarbeiter, Missionsdirektor Seebe und Missionsinspektor Schwerk, waren je 14 Tage in Hamburg und arbeiteten aktiv bei diesem Einsatz in den Schulen mit.

Wir bitten Sie, wenn Sie daran interessiert sind, auch im kommenden Jahr regelmäßig unsere Missions-Information zu erhalten, uns dieses kurz auf einer Postkarte mitzuteilen. Dieses ist außer einer Kontrolle für unsere Kartei dann auch ein Beweis für uns, daß unsere Arbeit Sie interessiert.

Beachten Sie bitte: Für Ihre finanzielle Unterstützung unserer Arbeit sind wir auch in Zukunft sehr dankbar. Unsere neuen Konten:

Postscheckkonto Berlin-West 520 50 — 100

Postscheckkonto Hannover 1083 05 — 308

Berliner Bank Kto. Nr. 040 7480 700

Wir wünschen unseren Freunden und Lesern ein gesegnetes und frohes Weihnachtsfest und ein gutes, erfolgreiches Jahr 1973

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1972/Nr. 4 · August

Koordination - Grundlage jeder Entwicklung

Einem flüchtigen Betrachter der Notlage der Tongas am Karibasee scheint die Lösung auf der Hand zu liegen: Weite Buschflächen, als gerodeter Boden kultivierbar, auf der einen Seite, unerschöpfliche Wassermengen auf der anderen, und zwischen beiden unterbeschäftigte Afrikaner laden an, an moderne oder wenigstens modernere landwirtschaftliche Produktion zu denken. »Hier müßte man doch...« hört man nicht selten Besucher sagen. Nun wird — zum Glück! — die Beratung der Bewohner des Tales nicht von jenen Zaungästen getan, und deren oberflächlicher Eindruck bestimmt nicht das Geschehen. Freilich zeigt sich dann aber auch sehr bald die ganze Vielschichtigkeit des Problems, wenn man sich bemüht, sorgfältiger hinter die Kulissen zu sehen. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen.

Die Bewohner des Karibatales sind nahezu ausschließlich mit der Bearbeitung ihrer für die Eigenversorgung bestimmten Felder beschäftigt. Darum liegt es nahe, die vorhandenen Erfahrungen zu nutzen und ihnen Verbesserungen in der landwirtschaftlichen Arbeit anzubieten. Doch worauf soll man sich besonders konzentrieren: die Steigerung der Selbstversorgungswirtschaft oder die Produktion für den Verkauf? Und wenn man sich z. B. für die zweite Möglichkeit entscheidet: was läßt sich besonders gut verkaufen oder was läßt sich unter den gegebenen Bedingungen besonders gut anbauen? Wiederum gesetzt den Fall, man hat ein Produkt gefunden, das beiden Bedingungen entspricht, im Karibatal z. B. Reis: ist es auch sichergestellt, daß dieses Produkt nach der verhältnismäßig langen Vorbereitungszeit — Versuchsreihen über Sortenwahl, Aussaat, Düngung, Erträge, Bodenverhalten, dann Anleitung der Bauern — auch wirklich vom Markt aufgenommen wird? Was ist, wenn etwa zur gleichen Zeit an einer anderen Stelle des weiten Landes unter Förderung des Staates genau das gleiche Programm anläuft und man sich einer unerwarteten Konkurrenz gegenüber sieht?

Dieses Beispiel, das keineswegs abstrakt,



Albrecht Bruns, neuer Mitarbeiter für Zambia

sondern durchaus realistisch ist, macht deutlich, in welchem Umfang die täglichen Entscheidungen, und nicht nur im landwirtschaftlichen Bereich, abhängig sind oder sein sollten von enger Zusammenarbeit mit allen Stellen und Personen, die Anteil am Geschehen im Karibatal nehmen. Da sind zuerst einmal die vielen Regierungsbehörden, die in der Landeshauptstadt Lusaka die verschiedenen Ressorts verwalten — leider oft recht unabhängig voneinander. Dann sind aber auch die — weniger selbständigen, aber meist besser informierten — Verwaltungen auf der Provinz- und Landkreisebene. Mit ihnen stehen die Mitarbeiter der Gossner Mission in engem Kontakt. Und schließ-

lich sind da die eigentlich Betroffenen, die Tongas vom Karibasee und ihre traditionellen Führer, die Häuptlinge und Headmen. Hinzu kommen noch weitere Quellen für Informationen: wenigstens drei verschiedene, umfangreiche Gutachten wurden im Auftrag der Regierung zu Einzelfragen und zum Gesamtkomplex erarbeitet und liegen — bisher fast ungenutzt — bereit. Die Universität von Lusaka nimmt durch Beobachter und Forscher regen Anteil an den Dingen, die sich im Karibatal ereignen. Und schließlich gibt es allgemeine Grundsatzentscheidungen der Regierung für das ganze Land, die jede Unternehmung so oder so beeinflussen können.

Es ist jetzt dringend nötig, daß sich jemand mit der Koordinierung dieser vielen Kräfte beschäftigt, um sie zur gemeinsamen und abgestimmten Aktion zu befähigen. Für diese Aufgabe hat die Regierung von Zambia unser Angebot angenommen, Herrn Albrecht Bruns als vollamtlichen Mitarbeiter im Ministerium für Ländliche Entwicklung zu beschäftigen. Herr Bruns,

der bereits über sieben Jahre in Khuntitoli in Indien zuerst als Leiter des Agricultural Training Centres, dann als Vertreter der Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe für ein Regionalprojekt im Landkreis Simdega gearbeitet hat, verfügt über reiche Erfahrungen von der praktischen Landwirtschaft bis zu Produktions- und Absatzgenossenschaften und kennt

sich im mühsamen, aber unerläßlichen Verkehr mit Regierungsbehörden aus. Für die Gossner Mission ist Herr Bruns ein »alter Bekannter«, denn er war bis 1969 unser Mitarbeiter in der Gossnerkirche. Mit ihm werden seine Frau und seine vier Kinder, von denen drei in Indien geboren wurden, zum Jahresende nach Lusaka ziehen. S.

Bier als Bremse und Bedrohung

Im Juni wurde mit allen militärischen Ehren und in Anwesenheit hoher Politiker einer der verheißungsvollsten Piloten der zambianischen Luftwaffe, ein junger Offizier, beerdigt. Er war nicht im Kampf gefallen und auch nicht abgestürzt — ein Autounfall hatte seinem Leben und seiner Laufbahn ein jähes Ende gesetzt. Der tödliche Zusammenstoß war kein unglücklicher Zufall, sondern hatte eine klar erkennbare und örtlich genau zu bezeichnende Ursache: eine Bierbar am Rande der Stadt Lusaka. Ein Heimkehrer von jenem Lokal hatte den Wagen des Piloten frontal getroffen — auch er zahlte mit dem Leben. Es waren nicht die ersten Opfer, die auf das Konto dieser Bar gingen. Neben einer peinvoll-stattlichen Zahl namenloser Bürger des Landes stehen mehrere hohe und höchste Beamten der Regierung auf der »Verlustliste«. Außer der menschlichen Tragik, die jeder Tod für die Hinterbliebenen bedeutet, muß man jedoch auch die personelle Lücke sehen, die dadurch entsteht, daß in einem sich entwickelnden Lande von den wenigen Führern auch nur einer ausfällt. Jahrelange Vorbereitungen, Anstrengungen und Entbehrungen, und nicht zuletzt große finanzielle Aufwendungen werden auf solche Weise im Augenblick zunichte. Und es dauert Jahre, bis sich ein Nachfolger eingearbeitet hat.

Die Bars haben aber noch weitere unheilvolle Auswirkungen, die nur schwer abzuschätzen sind. Durch die Anstrengungen der jungen Staaten ist es oft in kurzer Zeit gelungen, einen erheblichen Teil der bisher rückständigen Bevölkerung in den Prozeß wirtschaftlicher Entwicklung einzugliedern. Die Folge ist, daß innerhalb weniger Jahre Menschen regelmäßig zu Geld gekommen sind, die bisher weitgehend

nur Waren gegen Waren getauscht hatten. Es wäre nun folgerichtig und dringend nötig, diesen Menschen ein absichtsvolles und zielgerichtetes Sparen zu ermöglichen und sie dazu anzuregen, damit sie die Gelegenheiten, die sich ihnen in einer Geldwirtschaft bieten, nutzen. Genau das Gegenteil erreicht eine Bar: sie lädt zum augenblicklichen Verbrauch ein. Es fällt dem Beobachter auf, daß es besonders die Menschen sind, die den geringsten Anteil am wirtschaftlichen Wachstum haben, die das wenige Geld, das sie verdienen, am regelmäßigsten vertrinken. Nicht sie sind anzuklagen, sondern eine Gesellschaft und eine Wirtschaft, die ohne Skrupel genau in die »Marktlücken« zielt, die sich hier bieten.

Es ist ein alter und allgemein anerkannter Brauch, daß dem Afrikaner nach getaner Arbeit sein Trunk zusteht. War die Aussaat beendet, die Ernte eingebracht, das neue Haus errichtet, waren auch die Frauen mit dem großen Faß selbstbereiteten Biers fertig. Der gemeinsamen schweren Arbeit folgte der gemeinsame vergnügte Umtrunk — für den es in der dörflichen Gesellschaft klare Trinksitten gab: Wer genug hatte, dem wurde dies auch gesagt, und er ließ es sich sagen. Das Bier war billig und nahrhaft dazu, und die Gelegenheiten waren gezählt. Städtische Arbeit kennt keine eindeutigen Höhepunkte wie Saat und Ernte. Die Gleichförmigkeit der Arbeit läßt schnell durch die Dauerbelastung das Empfinden der Überlastung aufkommen, dem man sich nun mit ebensolcher Gleichmäßigkeit durch abendliches Trinken und Vergessen zu entziehen sucht. Wir alle kennen dies genauso gut aus eigener Erfahrung und Beobachtung. Doch was selbst in einer konsolidierten Wirt-

schaft und Gesellschaft zur Gefahr wird, bedeutet für die jungen Staaten ein Verhängnis. Anstatt zu sparen und so die nötigen Kräfte für weitere Entwicklungen zu sammeln, werden Menschen zum berausenden Verbrauch ermuntert und damit sowohl gesundheitlich wie finanziell ruiniert.

Es ist darum nicht puritanische Moral oder säuerliche Mißgunst, wenn Führer der jungen Staaten, wie kürzlich Jomo Kenyatta, Präsident von Kenya, und die Kirchen mit allem ihnen zur Verfügung stehenden Nachdruck auf diese Gefahren hinweisen. Es geht ihnen nicht zuerst um die seelische, sondern um die ökonomische Gesundheit ihrer Landsleute. Freilich wird ihnen dies keineswegs dadurch erleichtert, daß sehr häufig gerade kommunale Behörden aus der Lizenzvergabe und aus Schankgebühren erhebliche Einkünfte herleiten. Ein Sachkenner beschrieb das so: Aus den Erträgen der Bierhallen finanzieren die Kommunen ihre Sozialarbeit, die sie nötig haben, weil sie mit den Folgen der Bierhallen fertig werden müssen. Es bedeutete darum einen Einbruch in diesen nahtlosen Kreislauf des Unheils, als es gelang, die Stadtverwaltung von Nakuru zur Schließung jener Bierhalle in der unmittelbaren Nachbarschaft zum Gemeindezentrum zu bewegen, von der wir in der letzten Nummer der GOSSNER MISSION berichteten. Es ist dies nicht das Ergebnis sittlicher Entrüstung, sondern einer der vielen notwendigen Schritte, die getan werden müssen, wenn einer gefährdeten Bevölkerungsgruppe wirksam geholfen werden soll. Das Heil und das Wohl dieser Welt und dieser Tage braucht nüchterne Menschen, die das Beste der Stadt suchen. S.



Schwester Monika Schutzka

Es geht weiter

Das war das Thema am Sonntag, dem 2. Juli 1972, in der Kirchengemeinde Exten (Kreis Rinteln), wo in einem stark besuchten Gottesdienst Schwester Monika Schutzka für ihren Dienst nach Nepal abgeordnet wurde.

Schwester Monika war im vorigen Jahr aus Indien zurückgekehrt, nachdem sie dort fünf Jahre im Krankenhaus Amgaon (Gossnerkirche) unter schwierigen Bedingungen gearbeitet hatte. Jetzt haben dort zwei indische Ärzte die Verantwortung übernommen, so daß Schwester Monika für einen anderen Dienst frei wurde. Nun geht es also weiter in einem anderen Land und unter anderen Bedingungen. Nach einem zweimonatigen Sprachstudium in Kathmandu wird sie im Rahmen des öffentlichen Gesundheitsdienstes eines noch nicht benannten Bezirkes arbeiten.

Die Gossner Mission sendet mit Schwester Monika ihren ersten

Mitarbeiter nach Nepal. Dort haben sich eine ganze Reihe von Missionen zu einem gemeinsamen Dienst, der mit der Regierung abgesprochen worden ist, zusammengeschlossen. Die Gossner Mission freut sich auf diese ökumenische Zusammenarbeit und hofft, von ihrer Seite einen besonderen Beitrag zu leisten.

Schwester Monika Schutzka ist am 30. Juli 1972 ausgereist. Ihre Anschrift: Schwester Monika Schutzka c/o United Mission to Nepal, Post Box 126, 1/29 Thapathali, Kathmandu/Nepal.

P. S. Eine Dia-Reihe über die Arbeit der Vereinigten Mission in Neapel mit Text kann bei unserer Arbeitszentrale in 1 Berlin 41, Handjerystr. 19/20, angefordert werden.

Irgendwo in Südamerika

Die Bauern sind in Unruhe. Nach der staatlichen Impfung stirbt ihr Vieh. Der Verdacht verstärkt sich, der aus dem Nachbarland importierte Impfstoff sei absichtlich verdorben, um die Konkurrenz auszuschalten. Die Bauernbünde veranstalten eine Demonstration. Männer, Frauen, Kinder ziehen durch die Stadt und fordern ein Gespräch mit den Behörden. Der Polizeichef tritt ihnen mit Polizisten entgegen, die das Gewehr im Anschlag halten. »Geht nach Hause, oder ich lasse schießen.« Einer aus der Menge antwortet: »Das ist gleich, hier sterben, oder daheim verhungern.« Der Polizeichef: »Ich habe das Recht, Euch zu befehlen, ich vertrete das Gesetz.« Ein Bauer zieht das Neue Testament heraus. »Das ist das Gesetz, dem wir und Sie zu gehorchen haben, vor ihm sind wir alle gleich.« Plötzlich haben alle Demonstranten das Neue Testament in der Hand. Die Menge bleibt vor dem Regierungsgebäude sitzen. Der Polizeichef versucht einzulenken. »Gut, ich will mit Euch reden, was wollt ihr?« Eine Ordensschwester ruft: »Wie können wir miteinander reden, wenn die Soldaten die Gewehre auf uns richten?« Die Polizisten werden fortgeschickt. Der Polizeichef läßt sich einen Stuhl bringen. »Jetzt können wir reden, gleich zu gleich.« »Sie auf dem Stuhl, wir auf dem Boden, das nennen Sie gleich?« Und der Polizeichef setzt sich auf den Boden wie die anderen, und sie reden miteinander.

Erfolg einer Erziehungsarbeit, die Bewußtsein der Situation und Selbstbewußtsein zu erzeugen vermochte, und die Glauben an die Kraft des gewaltlosen Kampfes vermittelt, über das Neue Testament.

In einigen Fällen konfiszieren die Polizisten die Neuen Testamente der Bauern — aufrührerische Literatur.

Basar der Gossner Mission

Die Ferienzeit geht ihrem Ende entgegen, wenn Sie diese Ausgabe der »Gossner Mission« erhalten, und wir möchten daher schon jetzt an unsere Freunde den Appell richten, unseren Basar, der in diesem Jahr am 11. November stattfinden wird, nicht zu vergessen! In jedem Jahr hat der Basar dank der Unterstützung und Spendenfreudigkeit unserer Freunde durch seinen Ertrag unsere Arbeit unterstützt.

Im vergangenen Jahr – ähnlich wird es bestimmt auch in diesem Jahr sein – fanden schöne Handarbeiten, kunstgewerbliche Gegenstände und auch haltbare Lebensmittel besonderen Anklang bei den Besuchern unseres Basars. Helfen auch Sie uns bitte, die Nachfrage zu befriedigen! Wir danken Ihnen schon jetzt für diese Unterstützung unserer Arbeit, auch im Namen aller derrer, denen wir später mit dem Ertrag Gutes tun können.

Damit die Waren für den Basar von uns gut vorbereitet werden können und um die Arbeit der vielen freiwilligen Helfer und Helferinnen zu erleichtern, bitten wir Sie, herzlich, Ihre uns zugedachten Gaben so einzusenden, daß sie bis spätestens zum 4. November 1972 bei uns in 1 Berlin 41, Handjerystr. 19/20 eintreffen.

Kurznachrichten

Dr. Singh in der DDR

Der Direktor für Mission und Evangelisation in der indischen Gossnerkirche, Dr. Paul Singh, wird auf Einladung der DDR-Kirchen während des Monats September Gemeinden und Gruppen in Ostdeutschland besuchen.

Schulen in der Gossnerkirche

Dr. Hans Grothaus, Professor an der Pädagogischen Hochschule, wird im Oktober und November 1972 im Auftrag des Lutherischen Weltbundes und der Gossner Mission der indischen Gossnerkirche fachliche Hilfe für die Verbesserung ihrer Schularbeit anbieten.

Fruchtbarer Meinungsaustausch

Missionsinspektor K. Schwert hat während eines mehrwöchigen Besuchs in Zambia mit den dortigen Mitarbeitern und mit den zuständigen Regierungsstellen die weitere Planung der Arbeit der Gossner Mission erörtert.

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Konto-Nr. 7480

Postscheckkonto: Hannover 1083 05



Landessuperintendent Peters, Celle,

wurde einstimmig zum neuen stellvertretenden Vorsitzenden des Kuratoriums der Gossner Mission und zum Mitglied des Verwaltungsausschusses gewählt.

Noch einmal nach Südafrika

eingeladen wurde Pastor Horst Symanowski, um in Johannesburg während des Monats Juli mit südafrikanischen Mitarbeitern ein UIM-Seminar für 1973 vorzubereiten.

Erkrankt

an Gelbsucht ist unser Mitarbeiter in Montevideo, Pfarrer Neisel. Wir wünschen baldige Genesung.

Wer besonderes Interesse an seiner Arbeit hat, kann in der Arbeitszentrale Handjerystr. 19/20, Berichte anfordern.

Zuwachs

Unser Mitarbeiter in Zambia, Pastor S. Kriebel, meldet am 4. Juni 1972 die Geburt eines gesunden Sohnes Wolfgang. Den Eltern herzliche Glückwünsche.

Berichtigung

In unsere letzte Nummer hat sich der Druckfehlerteufel eingeschlichen. Die Nummer unseres Postscheckkontos in Hannover wurde falsch wiedergegeben. Wir bitten, das Versehen zu entschuldigen. Nebenstehend finden Sie die richtige und alle anderen Nummern unserer Konten, die wir zu beachten bitten.

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1972/Nr. 3 · Juni

Grundstein für Zentrum in Nakuru gelegt

Am 25. März hat der Vizepräsident des Staates Kenya, Mr. Daniel arap Moi, den Grundstein für das Nakuru-Zentrum gelegt. Der sogenannte Grundstein ist eine Tafel, die sichtbar an der Hausmauer befestigt, von diesem feierlichen Ereignis durch seine Inschrift berichtet.

Die Mitarbeiter vom Nakuru-Team hatten viel Arbeit und Sorge, als sich der Termin immer wieder verschob. Aber nach der Sitte des Landes ist es für die spätere Wirksamkeit des Zentrums in Kirche und Öffentlichkeit außerordentlich wichtig, einen hohen Staatsvertreter dabei zu haben. Auf seinen Terminkalender mußte Rücksicht genommen werden.

Die Kirche in Kenya bezeugt bei solchen Gelegenheiten, daß sie nicht im Ghetto leben und nur sich selbst versorgen will, sondern zum Dienst für alle da ist.

Der Vertreter des Staates zeigt durch seine Gegenwart und Rede, daß die Kirchen beim Aufbau der Gesellschaft gebraucht werden und in diesem Staat Raum für ihr Zeugnis haben sollen.

Von unserer deutschen Hilfe wird in der örtlichen Presse nicht berichtet. Die Menschen in Nakuru haben sich schon jetzt so mit ihrem Zentrum identifiziert, daß sie über die ausländischen Geldgeber und Berater kaum noch reden. Die Kenyaner am Ort und im Nationalen Christenrat haben viel getan, um dieses Projekt zu entwickeln. Aber sie brauchen trotzdem auch in der Zukunft noch unsere finanzielle Unterstützung. Wir müssen lernen, sie so zu geben, daß wir immer weniger als die reichen Europäer gesehen werden, obwohl wir wissen, daß gerade für dieses Projekt viele einzelne deutsche Gemeindeglieder aus ihrem monatlichen Einkommen gespendet haben.

Sym/Spr.



Auf zwei Beinen

Aus Anlaß der Grundsteinlegung zum Gemeindezentrum Nakuru erklärte der Vizepräsident: »Ich beglückwünsche die Kirchen in Nakuru zu ihrem Entschluß, ein solches Zentrum entstehen zu lassen. Man ist versucht zu sagen, daß es mit diesem Entschluß ähnlich ist wie mit einem Mann, der zum Laufen seine beiden Beine braucht. Ein Bein allein würde zum Vorwärtsgang nicht ausreichen, aber es wäre auch unvernünftig zu behaupten, daß ein Bein wichtiger sei als das andere.« In ähnlicher Weise sollten die Bürger von Nakuru ihre Kirchengebäude und dieses Gemeindezentrum als ihre zwei Beine ansehen, auf die sie als christliche Gemeinden angewiesen sind, wenn sie wirklich etwas erreichen wollen. Und »etwas erreichen müssen wir in diesem Land. Nakuru

gibt wie ein Spiegelbild einige Probleme unseres Landes wider, die unsere Regierung unbedingt lösen will: Probleme der rapiden sozialen Veränderungen, der Beziehungen zwischen Stadt- und Landentwicklung, Wohnungsprobleme, Arbeitslosigkeit und andere lebenswichtige Fragen«.

Der Vizepräsident fügte hinzu: »Ich lege allen, die bestimmend für die Arbeit dieses Gemeindezentrums und seine zukünftigen Veranstaltungen sein werden, dringend ans Herz, niemals die wirklichen Bedürfnisse der Bevölkerung zu vergessen.« »Gerade die Christen«, so schloß er, »sollten sich in Selbstlosigkeit üben, da christliche Freiheit bedeutet, seine eigenen Interessen und Nöte zu vergessen, um Diener des Nächsten zu sein.«

SPIELFELD STATT BIERHALLE

Aufruf für ein Sonderspendenprogramm



Die Bauarbeiten am Gemeindezentrum in Nakuru sind schneller vorangekommen als erwartet. Bereits im Juni, einige Wochen eher als geplant, wird der Betrieb in den Werkstätten, den Freizeiträumen und den Büros der kirchlichen Mitarbeiter aufgenommen werden können. Auch ein Lehrlingswohnheim für vorerst 20 Bewohner – Jugendliche aus den Slums, aus Bretterbuden am Rande der Stadt, ja ohne jede Bleibe – befindet sich im Zentrum. Und gerade hier hat sich nun in den vergangenen Jahren ein besonderes Problem in der unmittelbaren Nachbarschaft aufgetan: eine städtische Bierhalle, eines jener »Nachbarschaftszentren«, wie sie sich schneller noch als Wohnstätten immer dort finden, wo Afrikaner den ersten Schritt von ländlicher Selbstversorgungswirtschaft, die kein Geld braucht und kennt, zur modernen Wirtschaft tun.

Nur zu verständlich ist es darum, daß die Christen Nakurus mit wachsender Sorge dem Augenblick entgegen sahen, an dem ihr Zentrum und die Bierhalle in einen ungleichen Wettstreit um die Gunst der Afrikaner Nakurus treten würden. John C. Kamau, der Generalsekretär des Nationalen Christenrates, hat selbst und andere Kirchenführer aus Nakuru haben in zähen Verhandlungen mit der Stadtverwaltung, die wegen der Lizenzgebühren und der Steuereinnahmen am Betrieb, wenn schon nicht an den Fol-

gen des Betriebes dieser Bierhalle interessiert ist, erreicht, daß das ganze Grundstück und die Bierhalle selbst dem Gemeindezentrum zur Nutzung übergeben werden sollen. In einem Brief vom 24. April schreibt John C. Kamau: »Der Stadtrat hat zugestimmt, Haus und Grundstück zu übergeben, damit es ein Teil der Gesamtanlage des Gemeindezentrums wird. So können wir mehrere Fliegen mit einer Klappe töten. Zuerst einmal erlöst es uns vom Druck der unerwünschten Nachbarschaft und schafft Erleichterung für das Gewissen vieler Christen der Stadt. Zweitens hilft es uns, mehr Platz zu schaffen für die sehr beengten Spiel- und Sportgelegenheiten. Drittens brauchen wir nicht ein Haus für den Wohnheimleiter und einen Sozialarbeiter zu bauen, was wir aus Geldknappheit aus unserem Originalplan streichen mußten, wie Sie wissen.«

Doch nun sehen sich unsere Freunde in Kenya einer neuen und vorerst unüberwindbaren Schwierigkeit gegenüber: Diese Veränderungen kosten Geld. Genau 30 000,— DM meinen sie, sind nötig, um aus der Bierhalle Wohnungen für jene zwei Mitarbeiter zu machen und das Grundstück als Spielfeld umzugestalten. Der Beirat und die Mitarbeiter in Mainz haben bei ihrer letzten Sitzung am 2. Mai über die Bitte des Generalsekretärs Kamau aus Kenya beraten und beschlossen, diesen Betrag im Vertrauen auf zusätzliche Spenden aus dem Freundeskreis zuzusagen. Im Etat des laufenden Jahres ist eine solche Summe natürlich nicht mehr unterzubringen. Darum wenden sich nun Beirat und Mitarbeiter der Gossner-Mission mit der herzlichen und dringenden Bitte an unsere Freunde unserer Arbeit, durch zusätzliche Spenden nachträglich das Loch wieder zu stopfen, das wir in den Haushaltsplan mit der Zusage an unsere afrikanischen Freunde gerissen haben. Lassen Sie uns nicht aufsitzen. Es fehlen 30 000,— DM. Doch was wäre leichter zu erklären als diese unerwartete Bitte, eine Bierhalle in ein wirkliches und wirksames Nachbarschaftszentrum zu verwandeln. Lassen Sie sich vom Kaufmann sagen, wieviel ein Kasten Bier kostet, und schicken Sie, lieber heute als morgen, den Betrag für einen Kasten Bier, oder für zwei, drei vier auf das

Postscheckkonto der Gossner-Mission, Hannover 1083 05, mit dem Vermerk »Bierhalle«.

Wir werden berichten, wie schnell das Geld für Nakuru zusammenkommt.

DER FURCHT DIE MASKE VOM GESICHT REISSEN

Aus der Arbeit der Gossner Mission in Zambia

In einer undatierten Akte des Landwirtschaftsministeriums in Zambia aus den ersten Jahren nach der Entstehung des Stausees im Karibatal lesen wir:

1. Das von den Tongas am See dicht besiedelte Gebiet des Häuptlings Mwemba hat nicht genügend Land für die dort lebenden Menschen bei ihrer jetzigen extensiven Wirtschaftsweise. Eine Umsiedlung in Gebiete außerhalb des Tales ist unvermeidbar.

2. Es ist unmöglich, die Bevölkerung davon zu überzeugen, daß sie irgendwo außerhalb des Tales neu angesiedelt werden muß.

Für die Regierung von Zambia ist damit eine ausweglose Lage eingetreten. Sie hat die Not der Tongas erkannt und will helfen, doch niemand ist bereit, die angebotene Hilfe anzunehmen. Zu tief sitzt die Furcht, unter dem Mantel der Hilfe verborge sich Gewalt. Denn als man den See aufstaute und die Regierung die Umsiedlung der überschwemmungsgefährdeten Dörfer anordnete, war es zu Schießereien gekommen. Daß es damals die britische Kolonialverwaltung war, aber heute, nach der 1964 erfolgten Befreiung, eine afrikanische Regierung ist, macht für die Tongas kaum einen Unterschied. Es mögen neue Herren sein — ihre Not ist die gleiche und hat die gleichen Ursachen.

So schließt sich ein tödlicher Kreislauf: Mißtrauen verhindert die Hilfe der Regierung, damit bleibt die Not und nimmt noch zu, und mit ihr wächst wiederum das Mißtrauen.

In dieser verzweifelten Lage tat die Regierung von Zambia den Schritt nach außen. Sie fragte die Gossner-Mission in Berlin, ob sie bereit sei, Mitarbeiter in das



Karibatal zu schicken. Dies war im Jahr 1969. Die Gossner-Mission konnte bis dahin für solche Aufgaben nur bescheidene Erfahrungen sammeln. Seit einigen Jahren waren damals ihre Mitarbeiter als Berater der indischen Gossnerkirche in der landwirtschaftlichen und technischen Fortbildung tätig gewesen, nachdem andere seit 1845 im herkömmlichen Sinn evangelisiert hatten. Doch nur vordergründig ging es in Zambia um landwirtschaftlich-technische Schwierigkeiten. Im Hintergrund stand der Kampf mit »Mächten und Gewalten« vieler Art. Da war der — oft kaum bewußte — Zwang, den die »Schatten« der Ahnen auf die Lebenden ausübte. Auch wir kennen die Abhängigkeit von den Vorstellungen, die uns von unseren Eltern und Großeltern überkommen sind. Und es ist nur selten die Vernunft, die uns an sie bindet — viel häufi-

ger ist es das Gefühl, wir »versündigten« uns am Vermächtnis unserer Vorfahren, wenn wir Dinge in Frage stellten oder gar änderten. Und doch muß dieser Zwang gebrochen werden — bei uns wie bei unseren Freunden in Afrika, wenn es besser werden soll.

Doch neben diesen mächtigen und gewaltigen Bindungen gab und gibt es eine Fülle anderer. Die Verwaltung des Landes, wie jede Verwaltung der Welt, sieht es zuerst als ihre Aufgabe an, den Bestand zu sichern. Neues zu denken, vor auszuplanen, Formvorschriften zu durchbrechen, um dem Neuen einen Weg zu ebnen, liegt ihr fern. Und doch muß gerade an diesen Stellen der Anfang gemacht werden, wenn es zu einer Besserung kommen soll.

Man kann ohne Mühe hinter allen diesen und anderen Formen des Widerstandes gegen Erneuerungen die Furcht erkennen, die Menschen in ihrem Handeln und Denken bestimmt. Die Furcht hat viele Gesichter — schreckliche ebenso wie »schöne«, pathetische, theatralische, modische, hübsche. Doch in jedem Fall ist es eine Maske, die als Zerrbild der Wahrheit aus Furcht entstanden, neue Furcht erzeugt.

Die Arbeit der Gossner-Mission in Zambia wird in dem Maß sinnvoll sein, wie sie diese Masken ohne Scheu herunterreißt. Der Bann der Furcht muß durchbrochen werden, wenn es zu einem Neuanfang kommen soll. Dieser Neuanfang mag an der Oberfläche so schlicht aussehen wie ein grünes Feld in trockener Savanne. Wenn es mehr als ein Versuch sein soll, muß es Zeichen überwundener Furcht sein, müssen Menschen aus dem Bann bekannter oder ungenannter Mächte und Gewalten befreit worden sein.

»... MUSS EINE ERWECKUNG IN DER KIRCHE VORANGEHEN«

Aus dem Bericht von Dr. Paul Singh für die Kirchensynode in Ranchi am 18. - 20. März 1972:

Wir freuen uns sehr, den Bericht des Amtes für Evangelisation und Literatur in der Gossnerkirche vorlegen zu können. Es ist bekannt, daß unsere Kirche als autonome Kirche innerhalb der drei »selbst« zu wirken hat (eigene Verwaltung, eigene Finanzierung, eigene Verkündigung). Aber manchmal wird mangelhaft geplant oder überhaupt kein Plan aufgestellt. Durch die weiten Entfernungen ist die Hilfe für die unter den Nicht-Christen arbeitenden Missionare sehr schwierig. Neu-Bekehrte stammen meist aus armen Familien. Damit hängen sie auch von den Mitarbeitern in den Missionsgebieten ab. Diese wiederum haben wegen der Sprachschwierigkeiten Sorgen, wie sie ihre Kinder zur Schule schicken können. Die Neu-Christen werden unter Druck gesetzt, sogar gefoltet, damit sie für Götterfeste und -Riten Abgaben zahlen. An vielen Orten sind die Neu-Christen von anderen Menschen abhängig, werden aus der Dorfgemeinschaft ausgestoßen und somit von allem ausgeschlossen: Manchmal wird es ihnen nicht erlaubt, Wasser aus den Quellen und Brunnen des Dorfes zu entnehmen. Durch ihre Armut und das Leben »von der Hand in den Mund« sind viele Christen gezwungen, sonntags zu arbeiten und können deswegen an den Gottesdiensten nicht teilnehmen. Fast überall fehlt es in den Missionsgebieten an Krankenstationen, Schulen und Maßnahmen für die Verbesserung des Lebensunterhalts.

Die staatliche Gesetzgebung hat Aufregung und Angst unter den Neu-Christen ausgelöst, weil diese Gesetze beinhalten, daß die Christen unter den Adivasis gewisse Rechte und bisherige Privilegien verlieren sollen.

Die Lage erfordert, daß entsprechend der Autonomie unserer Kirche (Gossnerkirche) Arbeit und Aktivitäten des Amtes für Evangelisation zu denen der gesamten Kirche gemacht werden müssen; dem muß eine Erweckung in der Kirche vorangehen! Für die Arbeit in den angrenzenden Feldern und den Feldern innerhalb der Anchals muß ein Komitee für die Missionsarbeit gebildet werden, das Programme und Pläne ausarbeitet und Wege und Mittel für die Errichtung eines Reservefonds findet, Seminare arrangiert und Pastorentreffen etc., um die Menschen für diese große Aufgabe aufzurütteln und zu ermutigen. Hierfür ist eine gute Zusammenarbeit zwischen Verwaltung und den Mitarbeitern auf dem Feld nötig. Wenn Gemeinden mit Neu-Christen Verbindungen aufnehmen, wird das sehr begrüßt und würde sehr segensreich für die Partner sein.

Schließen möchte ich mit einem Wort Sr. Eminenz, dem geistlichen Oberhaupt der Kirche im Kongo, genannt Kirche Jesu Christi auf Erden durch den Propheten Simon Kimbangu. Während der letzten Tage meines Besuchs im Kongo (vergangenes Jahr im Mai 1971) fragte ich ihn, wieviele Missionare die Kirche habe und wie sie ohne fremde Hilfe arbeite mit dem Erfolg, daß die Kirche mehr als 3 Mill. Mitglieder innerhalb von 50 Jahren erreichte und unsere Gossnerkirche, obwohl sie über 100 Jahre alt ist, nur 250 000 Glieder. Seine Antwort war: »Wir haben keine Missionare berufen, jedes Glied der Kirche ist ein Missionar.« Er fügte hinzu: »Nur solche christlichen Gruppen oder christlichen Kirchen ernennen Missionare, die die Verantwortung für die Missionsarbeit einigen wenigen Leuten aufbürden, während sie selbst fröhlich und unbeschwert ohne Hetze und Last in den Tag leben.«

Schwester Ilse Martin auf Heimaturlaub

Nach fünfjährigem Dienst in Takarma/Indien wird Schwester Ilse Martin im Juli 1972 zu einem Heimaturlaub in Deutschland erwartet. Sie wird vom September bis Dezember d. J. in einer Reihe von Gemeinden über ihre Arbeit berichten und im Frühjahr 1973 an ihren bisherigen Arbeitsplatz zurückkehren.

Schwester Monika Schutzka nach Nepal

Anfang August 1972 wird Schwester Monika Schutzka als erste Mitarbeiterin der Gossner-Mission im Rahmen der Vereinigten Mission in Nepal nach Kathmandu ausreisen. Einzelheiten werden in der nächsten Ausgabe berichtet.

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto: Hannover 1083 85

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1972/Nr. 2 · April

Eine Kirchengemeinde in Deutschland sucht die Zusammenarbeit mit der Gossner Mission in Mainz. Die Aufgabe bezieht sich nicht auf Afrika oder Indien, sondern auf diese Kirchengemeinde selbst. Gehört ein Bericht darüber in eine Missions-Zeitschrift?

● Ich meine: Ja. Von Anfang an hat die Gossner Mission in Mainz missionarische Aufgaben in Deutschland aufgegriffen und sich so das Vertrauen der Menschen in Afrika und Indien erworben. Afrikaner und Inder sehen sich ähnlichen Problemen gegenüber wie die Christen in unserem Land – wie man mit den Folgen von Industrialisierung und Verstädterung verantwortlich fertig wird. Weil sich die Gossner Mission den Aufgaben vor der eigenen Tür nicht entzieht, erwarten nun auch die Menschen in Übersee von ihr eine Hilfe, ohne in der Mitarbeit von Ausländern schulmeisterliche Belehrung oder verkappte Ausnutzung befürchten zu müssen.

In der Ökumene spricht man von Mission in sechs Kontinenten und meint damit, daß wir hier in Deutschland, in Europa, genauso des herausfordernden und helfenden Wortes Gottes bedürfen wie Afrikaner und Asiaten. Der nachfolgende Bericht macht dies deutlich.

Sp.

KIRCHENGEMEINDE IM NEUBAUGEBIET

Kirchenvorsteher beraten bei der Gossner Mission

● In den letzten fünf Jahren wurde aus der Stadtrandsiedlung Sachsenhausen der Ortsteil Gießen-West mit 5 000 Einwohnern. In den nächsten Jahren wird sich diese Zahl verdoppeln und in zehn Jahren werden hier 16 000 Menschen leben.

Was bedeutet das für eine Kirchengemeinde? So fragten sich Kirchenvorsteher der Stephanusgemeinde in Gießen, und so fragten sie die Mitarbeiter der Gossner Mission in Mainz. Seit Jahren sucht man in Mainz nach angemessenen Antworten auf die Probleme, die sich zwischen Arbeitsplatz und Wohnort bilden. Daneben gefiel den Kirchenvorstehern die Arbeitsweise in Mainz: An die Stelle vorgedachter Referate treten sorgfältig geführte Gespräche, die aus Zuhörern Mitarbeiter machen. Am Anfang der Überlegungen stand ein

Fragebogen. Scheinbar Selbstverständliches wurde in Frage gestellt. Welche Veränderungen hat der Ortsteil in den vergangenen Jahren durchgemacht? Was wird die Zukunft bringen? Was hat die Kirchengemeinde bisher daraufhin getan, was sollte sie nun tun?

Viele Fragen wurden erst durch diese Antworten wach. Warum versagt die alte Nachbarschaftshilfe in einem Neubaugebiet? Warum ist es so schwierig, Gemeinschaftsformen zu entwickeln, die den neuen, meist sehr engen Wohnverhältnissen entsprechen und trotzdem dem einzelnen einen geschützten Privatbereich lassen? Was könnte man tun, um die Abkapselung aus Angst vor dem »nahen« Nachbarn zu überwinden und als Schwierigkeit der Kirche: Häufig kommt der Neubürger

vom Land und ist froh, endlich der sozialen Kontrolle der Kirche entkommen zu sein. Er meidet kirchliche Kontakte.

Zwei Fragen wurden zu Schlüsselproblemen: Soll eine Kirchengemeinde sogenannte rein weltliche Konflikte aufgreifen, weil damit vielleicht kirchliche Veranstaltungen attraktiver werden könnten? Im Gespräch fand man heraus, daß das Evangelium nicht von der Welt isoliert und in kirchliche Veranstaltungen verbannt ist, sondern handgreiflich wird in der Überwindung handfester Konflikte.

Und soll eine Kirchengemeinde eine Bevölkerungsgruppe »betreuen«? Eine betreuende Gemeinde steht immer in der Gefahr, die Menschen in Unmündigkeit zu belassen. Das ist nicht dem Evangelium gemäß. Menschen sollen lernen, ihre Interessen zu erkennen und so durchzusetzen, daß es zu einem gerechten Ausgleich kommt. Die Kirchengemeinde könnte Mut und Zuversicht zur Selbsthilfe machen und damit ihren Teil zum Mündigwerden des Menschen beitragen.

Am Schluß der mehrtägigen Beratungen stand ein Versuch, das Besprochene durch ein konkretes Beispiel aus der Arbeit zu verdeutlichen. Die Teilnehmer der Tagung versuchten sich in die verschiedenen Rollen von jungen Bewohnern von Hochhäusern, die in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem Altenheim stehen, zu versetzen. Das Beispiel entsprach der Lage in Gießen-West. Die Kirchenvorsteher erkannten sehr deutlich, wo Konflikte unter der Oberfläche schwelen und wie eine Gemeinde helfen kann, sie aufzudecken und zu ihrer Überwindung beizutragen.

(Bericht eines Teilnehmers der Tagung)

VORSICHTIG, MISSTRAUISCH UND CLEVER

Jugendliche am Rande der Stadt Nakuru

Die Hälfte der Bevölkerung Kenyas, das sind 5 Millionen, ist jünger als 15 Jahre, und jedes Jahr werden schätzungsweise weitere 500 000 Kinder geboren. Aber schon jetzt reichen die Schulen, Ausbildungsstätten und Arbeitsplätze nicht aus, um die Jugendlichen aufzunehmen.

In einer Stadt wie Nakuru werden die Jugendprobleme besonders offensichtlich. Darum baut der Nationale Christenrat zusammen mit der Gossner Mission ein Gemeindezentrum, in dem besonders Jugendliche gesammelt und ausgebildet werden sollen.

Die Kenyanische Sozialarbeiterin Mary Weme, Mitarbeiterin des Gemeindezentrums, hat nach den Ursachen der Schwierigkeiten gesucht. Sie fand, daß nicht kriminelle Anlage, sondern fast immer unbewältigte Spannungen der Grund sind, warum so viele Jugendliche ihren Platz in der städtischen Gesellschaft nicht finden.

Mary Weme berichtet:

»Ich habe versucht, mit Jugendlichen in Nakuru Verbindung zu bekommen, die in den Straßen herumlungern. Es gelang mir tatsächlich, 15 von ihnen anzusprechen. Das hatte folgende Vorgeschichte: Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, durch die Straßen zu schlendern und einige von ihnen zu grüßen, sie etwas zu fragen und dann meines Weges zu gehen. Eines Tages traf ich vier von ihnen, als sie auf der Flucht vor einem Polizisten waren, der sie einsperren wollte, weil sie auf dem Markt Bananen gestohlen hatten. Gerade als sie sich in die Straßengräben verdrückten, bemerkte einer der Jungen, daß ich sie beobachtet hatte. Er schrie: »Mama usiwambie!« — Mama, verrate uns nicht! Ein Polizeitrupp kam und suchte alles ab, doch ohne Erfolg. Nach einer Woche sprach mich ein Junge an, um mir für mein Stillschweigen gegenüber der Polizei zu danken. Dann erkundigte er sich nach meiner Tätigkeit. Nach zwei Tagen kam er ins Gemeindezentrum, diesmal mit zwei kleinen Kindern. Er lachte und sagte voller Stolz: »Wir haben herausgekriegt, wo du dein Büro hast, ohne daß du es uns gesagt hast!« Ich bat sie herein und unterhielt mich sehr lange mit ihnen. Wenn ich ihm Zeit gäbe, meinte er, könnte er mir Gespräche mit den anderen auf der Straße vermitteln.

Zusammen mit zwei anderen Jungen kam er nach drei Tagen wieder, um mich zum vereinbarten Treffpunkt zu bringen. So kam es zum Gespräch mit 15 Jugendlichen aus verschiedenen Stadtbezirken. Einige waren so mißtrauisch, daß sie es mit der

Angst zu tun bekamen und weglaufen wollten. Drei große Jungen fragten mich, wer mich geschickt habe. Meine Gesprächspartner waren zwischen 6 und 15 Jahren alt. Dies kam heraus: Drei von ihnen hatten einen sogenannten Stiefvater, der mit ihrer Mutter zusammenlebte. Fünf waren nur unterwegs, um sich zu ernähren, weil ihre Väter sie nicht unterstützen wollten. Drei waren anderen Leuten bei der »Eigentumsbeschaffung« behilflich, gegen Prozente natürlich. Dies geschah vornehmlich an den Wochenenden, wenn sie nicht zur Schule gingen. Zwei Jungen sahen mich nur und liefen weinend davon. Zwei andere wollten auf keinen Fall ins Fürsorgeheim, weil sie sich nicht den ganzen Tag mit Religion befassen, sich taufen oder gar mit einem christlichen Namen rufen lassen wollten. Zwei Jungen sollten zu wildfremden Männern, die sie nicht leiden konnten, Vater sagen. Und dann mußten sie wegen eben dieser »Väter« von zu Haus fort, obwohl sie gehorchten. Es waren »Kunden« der Mütter. Drei Jungen erzählten, sie hätten seit drei Tagen nichts mehr zu essen gehabt außer Abfällen aus Mülltonnen. Deshalb begannen sie Steine auf vorbeifahrende Wagen zu werfen, um ins Gefängnis und damit zu Essen und einem Dach über dem Kopf zu kommen. Ein Mädchen berichtete, daß sie zu Hause nur eine kleine Wohnung hätten und sie deshalb die meisten Abende mit ihren Freunden verbringe. Sie sagte weiter, sie fühle sich verpflichtet ihren Eltern beim Verdienen zu helfen, da sie nichts zu essen hätten. Dies tat sie, indem sie sich ihren »Freunden« hingab. Fünf Jungen sagten, daß ihre beiden Eltern nicht in der Lage wären, für Essen, Kleidung und Schulbildung zu sorgen. Zwei Jungen seien von den Nachbarn verjagt worden, weil sie angeblich gestohlen hätten. Und ihre eigenen Eltern hätten den Mund gehalten und kein Wort gesagt. Die meisten der Jugendlichen geben zu, sich ihren Unterhalt auf unredlichem Weg zu beschaffen, mit Drogen gehandelt zu haben und Alkohol zu trinken, um so zu Mut zu kommen, wenn sie sich ihre »Wünsche« erfüllen wollten. Die meisten stellten fest, daß sie nur Prügel und nie Hilfe von Erwachsenen erhielten. »Sie wissen zu schlagen und zu jagen«, wie es ein Junge ausdrückte.

Natürlich wollten einige wissen, warum ich mich mit ihnen unterhielt, ob ich sie ins Gefängnis oder ins Fürsorgeheim bringen wollte? Sie kamen zu dem Schluß, daß es nicht mein Verschulden war, daß es zu diesem Gespräch gekommen war, sondern daß dies einer ihrer Freunde zu verantworten habe, der mich zu ihnen gebracht hatte.

Dr. Nirmal Minz, Ranchi:

12 Thesen

zum Reformationstag 1971

Der Rektor des Theologischen College in Ranchi hat in einem Festgottesdienst in der Christuskirche in Anknüpfung an Martin Luthers Thesenanschlag die Lebensformen seiner Kirche in bemerkenswerter Offenheit kritisiert. Sie setzen auch hinter unsere Kirchenordnungen und Gemeindeverfassungen Fragezeichen. In der Gossnerkirche wird man an einer Auseinandersetzung mit den 12 Thesen des Dr. Nirmal Minz nicht vorbeikommen. Er schrieb:

1. Die Kirche muß anerkennen, daß man Gottes Wort mehr lesen, hören und ihm mehr gehorchen muß als Menschenwort.
2. Recht, Gerechtigkeit und Gnade sind die Grundlagen aller Arbeit der Kirche. Kirchliche Führer sollen die Speerspitze in der Erfüllung der Pläne und Wünsche Gottes werden.
3. Die Nation ist nicht durch die Religion, sondern durch Gerechtigkeit geschaffen.
4. Rechtschaffenheit soll gefördert werden und Untaten einzelner oder ganzer Gruppen sollen ein Ende finden.
5. Die richtige Persönlichkeit soll im richtigen Augenblick in den Kirchendienst berufen werden.
6. Die Herrschaft der Kirchenführer soll begrenzt und das allgemeine Priestertum eingeführt werden.
7. Die Stärkung der Kirche hängt von guter Ausbildung und Frömmigkeit ab und nicht von einer Verwaltung.
8. Der Kampf der Kirche beginnt in Christus und nicht durch eine Verfassung. Darum ist die Bindung an Christus — Chri-

stonomie — und nicht Unabhängigkeit — Autonomie — nötig.

9. Recht und Gerechtigkeit und nicht Bevorzugung einzelner oder einer Gruppe werden zum Segen der Kirche wirken.

10. Das Vermögen der Kirche, ihre Bildungsanstalten, und die Verkündigung werden bei guter Planung zum Wohl der Menschen beitragen und die Herrlichkeit Gottes bezeugen.

11. Gott will die Einigkeit der Kirche und das Opfer für das Wohl des Nächsten. Die Nächsten der Kirche sind Heiden, Animisten, Parias, Hindus, Moslems und andere.

12. Das deutlichste Zeichen des Lebens in der Kirche muß der Eifer in der Verkündigung des Evangeliums sein.

Mission und Buch

Im Souterrain des Hauses der Mission in Berlin werden Bücher verkauft, und zwar in erheblicher Menge. 185 000,— DM war der Umsatz im vergangenen Jahr. Das macht bei fünf Verkaufstagen in der Woche und Betriebsferien durchschnittlich für 770,— DM Bücher an jedem Tag, die angeboten, ausgewählt, noch einmal geprüft, schließlich gekauft, verpackt und berechnet werden müssen. Abseits der durch Berichte wohlbekannten Arbeit der Gossner Mission in aller Welt stellt die Buchhandlung der Gossner Mission eine wichtige Ergänzung der »Mission in sechs Kontinenten« dar. Seit den ersten Tagen der Mission, um ganz genau zu sein: bereits drei Jahre vor der Gründung der Gossner Missionsgesellschaft, nämlich seit 1833 sieht man im Vertrieb von Büchern ein Mittel, Augen, Ohren und alle Sinne der Menschen zu öffnen für die großen und oft noch viel mehr die kleinen Taten Gottes in dieser Welt und für sie. Mission und Buch gehören für die Gossner Mission zusammen.

Dies wird am Angebot deutlich. Es ist diese Welt, die in immer wechselnder Weise mit ihren Spannungen, Gefahren, Forderungen und Problemen, aber ebenso auch mit ihren Sonnenseiten, Freuden, Merkwürdigkeiten und selbst ihrer Komik dargestellt wird. Wer hingehen soll »in alle Welt«, um das Evangelium zu verkündigen, muß wissen, was man von dieser Welt wissen kann. So nehmen Berichte aus Ländern der Dritten Welt einen breiten Raum im Buchangebot ein. Doch nicht weniger werden die Ecken und Winkel, die in unserer nächsten Nähe teils aus Nachlässigkeit, öfter jedoch vorsätzlich im Dunkeln bleiben, durch Bücher in das Licht der Kritik gehoben: Wie wird Politik getrieben, wem nützt sie und wer bleibt auf der Strecke, welche Antworten werden von wem auf die Fragen dieser Tage angeboten? In einer Fülle von Schriften werden Antworten oder Erklärungen, Untersuchungen oder Gegenfragen formuliert.

Ein besonderer Schwerpunkt der angebotenen Titel liegt im Bereich pädagogischer Literatur. Eine Menge guter Kinder- und Jugendbücher steht in den Regalen. Eltern, Lehrern und Katecheten wird in gleicher Breite Anregung, Information und didaktische Hilfe angeboten. Hier treffen die Anforderungen der Mission mit dem Angebot der Buchhandlung zusammen. Seit der Aktion Missio im Herbst 1971 mehren sich die Bitten von Religionslehrern, vor Schulklassen zu sprechen. Hierfür gibt es eine gute Auswahl von erprobten Unterrichtsmodellen, Schülerarbeitsmappen und Lehrhilfen.

Mission und Buch — in der Buchhandlung der Gossner Mission vereinen sich beide in gegenseitiger Ergänzung. Schließlich sollte auch erwähnt werden, daß die Buchhandlung mit ihren Mitarbeitern und ihrem großen Lagerbestand die Gossner Mission kein Geld kostet. Sie bringt vielmehr — wenn auch in bescheidenem Umfang — einen Gewinn ein, der der Gossner Mission für ihre Arbeit in Übersee, die nur Kosten verursacht, zufließt. K. S.

Äthiopien bittet Berliner Mission um Hilfe

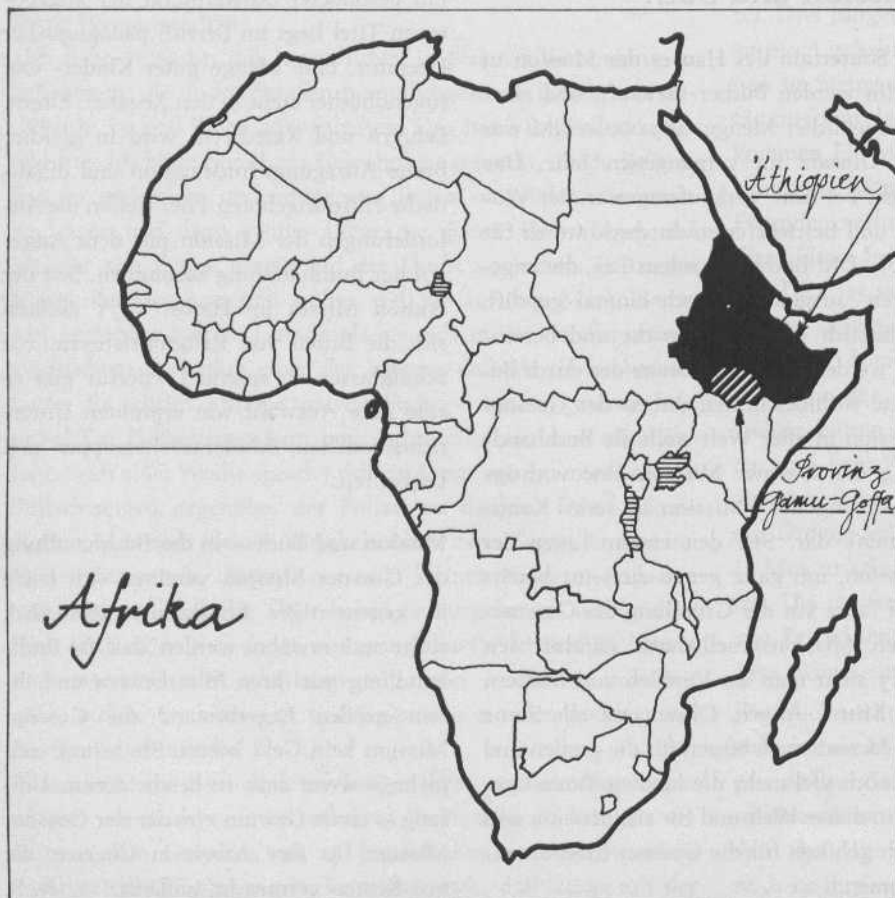
Ende 1971 besuchte Pastor Peter Sandner, Referent der Berliner Missionsgesellschaft, auf Einladung des Generalgouverneurs der Provinz Gamu Goffa das südliche Äthiopien. Persönliche Kontakte eines Gouverneurs in Deutschland waren vorausgegangen. Warum diese Reise?

Ein Gebiet an der Grenze zu Kenia wird durch die allgemeine Entwicklung des Landes in absehbarer Zukunft verändert werden. Die Verantwortlichen in der Verwaltung befürchten, daß es zu Spannungen kommt, wenn nicht umgehend die noch in vorgeschichtlicher Isolierung lebenden Stämme auf die Umwälzungen vorbereitet werden. Bei den Reisen durch die abgelegenen Gebiete und in vielen Gesprächen kam es immer wieder zur gleichen Bitte: Wir

brauchen Berater, die uns nicht nur mit technischem Können, sondern mehr noch mit geistlichem Zuspruch helfen. »Rein technische und materielle Entwicklungshilfe hat wenig Aussicht auf Erfolg, wenn nicht zugleich das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen und sie in den Grundlagen ihres Denkens erfaßt werden kann. Nur wenn die tiefsitzenden Tabuvorstellungen und religiösen Bindungen gewandelt werden, können diese Völker für die Entwicklung geöffnet werden«, schreibt Peter Sandner.

Der Vorstand der Berliner Mission hat einen Ausschuß berufen, um Möglichkeiten für einen Dienst zu prüfen. Dipl. Ing. Schwark gehört diesem Ausschuß an. Die Erfahrungen bei den Verhandlungen mit der Regierung in Zambia sollen genutzt werden. Neue Aufgaben schaffen neue Gemeinsamkeiten im Dienst. Unsere Arbeit in Zambia ist kein Sonderfall. Es gibt ähnliche Herausforderungen an anderem Ort. Das freut uns.

K. S.



Für den Gemeindedienst

Eine Folge von fünf Blättern über die Arbeit der Gossner Mission in Zambia wurde für den Gebrauch in Kirchengemeinden hergestellt. Die Blätter im Format DIN A 4 haben auf der Vorderseite eine Zeichnung, die auf die Information der Rückseite hinweist. Folgende Themen werden dargestellt:

- Zambia, Kurzinformationen über das Land;
- der Karibadamm, seine Entstehung und Bedeutung für das Land;
- die Bewohner des Karibatales, ihre Lage seit der Entstehung des Stausees;
- die Gossner Mission, ihre Aufgabe und ihr Arbeitsziel;
- Zambia und die Weltmission, ein Beispiel ökumenischer Zusammenarbeit.

Die Blätter sind für die Vorbereitung einer Missionsveranstaltung gedacht. Sie können durch eine Lichtbildserie oder durch eine Einführungsschrift (in Heft 1/72 besprochen) ergänzt werden. Anforderungen sind an die Gossner Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystraße 19/20, Werbeabteilung, zu richten.

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1972/Nr. 1 · Februar

10 JAHRE HANDWERKERSCHULE FUDI

Eine kritische Zwischenbilanz

Anfang Dezember 1971 kehrte, nach dreijährigem Aufenthalt in Indien, Helmut Hertel mit seiner Familie nach Deutschland zurück. Er war der letzte von drei deutschen Leitern im TTC Fudi. Bereits vor zwei Jahren übergab er die Verantwortung für dieses größte Objekt der Gossner Mission an den indischen Pfarrer C. B. Aind.

Mit Freunden in Indien und Deutschland fragen wir uns nun: Wurde erreicht, was man angestrebt hat? Die letzten Zeilen des Schlußberichts von Helmut Hertel formulieren bescheidener: War der Ort für die Handwerkerschule richtig? Waren die Kirchen auf dieses Unternehmen vorbereitet? War der finanzielle Aufwand angemessen?

Seit der Grundsteinlegung diskutiert man um den richtigen Ort. Die Entscheidung fiel damals unter dem Eindruck kircheninterner Spannungen. Es war die Zeit, als Mundas und Uraons um die Macht stritten und alle deutschen Mitarbeiter sich um eine Befriedigung mühten. Darum wollten sie so nahe wie möglich bei Ranchi, dem Herd aller Unruhen, sein. Der nächste Ort für das TTC war damals Fudi. Bis heute fragt man sich, ob man sachfremden Umständen, so bedeutend sie gewesen sein mögen, in einer so wichtigen Entscheidung nachgeben darf.

Daraus folgt schlüssig die zweite Frage: Waren die Christen in Chotanagpur, war die Gossnerkirche selbst auf diese neue Aufgabe vorbereitet? Lagen — und liegen — ihr nicht andere Dinge viel näher? Wenn nun nach zehn Jahren oft distanzierter Koexistenz die Alleinverantwortung der Gossnerkirche durch eine gemeinsame aller Kirchen Chotanagpurs abgelöst worden ist, dann sind bessere Voraussetzungen für eine Integration gegeben. Doch bis jetzt ist man nicht über den ersten Schritt hinausgekommen. Nach wie vor zahlt die Gossner Mission allein die Betriebsmittel. Doch wie kann eine Kirche Mut zur Gestaltung der Arbeit der Handwerkerschule Fudi finden, ohne wenigstens einen Teil finanziell zu verantworten? Die Vorstandssitzungen des TTC stehen in Gefahr, zu Routinegesprächen zu werden, weil die Partner wissen, daß sie alle zusammen abhängig von einer außenstehenden Organisation sind, daß sie Verantwortung ohne Risiko, aber auch ohne Gestaltungsmöglichkeiten tragen.

Und schließlich die Frage, ob es das richtige Geld war, das man vor zehn Jahren bereitwillig ausgab. Wir alle haben inzwischen begriffen, daß es Hilfe wie Hinderung bedeuten kann, wenn man viel Geld hat. Helmut Hertel war nicht der erste Leiter in Fudi, dem angesichts einer so »schönen« Anlage, so weißer Häuser, so moderner Maschinen unwohl war.

Kritische Fragen nach zehnjähriger Arbeit sind keine schlechte, sondern eine gute Sache. Wir sind — zu unserem Glück — weder vor Menschen noch vor Gott zum Erfolg verurteilt. Wir haben die Freiheit, Fehler zu machen, um aus ihnen zu lernen. Kritische Fragen unserer Freunde wie ihr Vertrauen, es immer wieder neu mit uns zu wagen, geben uns den Mut, sie nun auch an unseren Überlegungen teilnehmen zu lassen. Für diese kritische Begleitung unserer Arbeit sind wir dankbar.

K. S.

Aus dem Schlußbericht von Helmut Hertel

In Fudi werden weiterhin Lehrlinge ausgebildet, in der Tischlerei verdienen etwa fünfzig Arbeiter und Angestellte ihr Brot, und einige ehemalige Lehrlinge sind dabei, auf eigene Füße zu kommen. Die Produktion liegt in den Händen einer indischen Firma, die damit auch die Verantwortung für die Wirtschaftlichkeit trägt. Eine Gruppe indischer Kirchen — Katholiken, Anglikaner und Lutheraner — verantwortet gemeinsam die Lehre. Der klar begrenzte Haushalt wird jedoch nach wie vor von der Gossner Mission finanziert. Die anderen Mitglieder der Trägergesellschaft haben bisher keinerlei finanzielle Verpflichtung übernommen, und es kann noch nicht gesagt werden, wie bald es dazu kommen wird.

Bei allem berechtigten Optimismus im Blick auf die Zukunft des TTC Fudi muß doch auch klar gesagt werden, daß es noch weit von einer Stabilität entfernt ist, nach innen und auch nach außen. Dies zeigt sich am deutlichsten in seinen Beziehungen zur Umgebung, geografisch wie sachlich.

Am 15. 12. 1961 wurde im TTC Fudi der Grundstein gelegt. Zehn Jahre unmittelbares Engagement der Gossner Mission hätten ausreichen müssen, um das TTC mit seiner Aufgabenstellung in Einklang zu bringen. Wenn das noch nicht der Fall ist, erhebt sich nicht nur die Frage, wie das TTC am Anfang hätte besser organisiert werden sollen, sondern auch, ob ein solches Projekt an dieser Stelle, in diesen Kirchen, mit diesen Mitteln überhaupt hätte gebaut werden sollen. Die Diskussion hierüber sollte, um der vernünftigen Weiterarbeit in Fudi wie an anderen Orten willen, nicht verschoben werden.

DIE SAAT GEHT AUF

Am 15. Oktober 1971 wurden die Neubauten der Oberschule Chainpur nach zweijähriger Bauzeit eingeweiht. Dieses Großbauvorhaben war das letzte, ehe die Bauabteilung des TTC Fudi geschlossen wurde. Ehemalige Mitarbeiter des TTC haben sich inzwischen zu einer genossenschaftsähnlichen Gruppe zusammengesetzt und führen Bauaufträge in eigener Verantwortung durch. Der Weg, der zu diesem Schritt führte, soll in seinen wichtigen Stufen beschrieben werden.

Aus der Aufbauperiode des TTC waren, neben einer Handvoll Maurerlehrlingen, einige Bauarbeiter zurückgeblieben, die man ungern entlassen wollte. Für die Lehrlinge brauchte man Objekte, an denen sie ihre Fertigkeiten schulen konnten. Auf der anderen Seite war ein fast unerschöpflicher Bedarf bei der Kirche, die seit Jahren kaum etwas für ihre Baulichkeiten tun konnte. Schließlich fanden sich Geldgeber, die bereit waren, die Wünsche beider Seiten zu erfüllen.

Für das TTC bedeutete jeder neue Bauauftrag zuerst einmal die Anfertigung von Zeichnungen. Aus einigen Technikern, später dann auch aus reinen Anfängern konnten durch die verschiedenen Aufträge einige gewandte Bauzeichner ausgebildet werden. Da sie die Möglichkeit hatten, ihre eigenen Zeichnungen als Bauten entstehen zu sehen, wurden sie fast unter der Hand auch zu Bauleitern, denen man schließlich je nach Bedarf die Planung oder die Ausführung übertragen konnte. Im gleichen Maß, wie sich die technischen Fertigkeiten verbesserten, konnten die Grundlagen zu einer Kosten-Kalkulation geschaffen werden. Einige, die sich als mathematisch besonders bildungsfähig zeigten, konnten erste Grundbegriffe, später dann auch kompliziertere Probleme der Baustatik erlernen. So wurden im Lauf einiger Jahre aus Schulabgängern geschickte Baufachleute, deren verschiedene Fähigkeiten sich bald zu ergänzen begannen.

Mit der sich ausweitenden Bautätigkeit einerseits, mit der Notwendigkeit der unabhängigen Arbeit indischer Fachkräfte ohne europäische Aufsicht andererseits, ergab sich die Forderung nach einem möglichst einfachen und vielfältig variablen Typ eines Bauwerks, der die Planung, Kalkulation und Ausführung so weit wie irgend möglich erleichterte. Darüber hinaus sollte so viel wie möglich an Ort und Stelle gebaut werden und die Werkstattfertigung nur bei Teilen erfolgen, die dies wirklich verlangen. Denn jedes Bauprogramm wirkt durch die monatelange Beschäftigung einer Vielzahl örtlicher Arbeitskräfte als Anreger für die Entwicklung der Region. Nach einer Reihe von Versuchen war ein Grundmuster eines solchen Mehrzweckplanes gefunden. Die Konzeption war einfach: Alle tragenden Bauteile wurden aus Ziegeln hergestellt, die, wenn irgend möglich, örtlich gebrannt werden. Ziegelmauerwerk ist arbeitsintensiv und zugleich, wenn es unverputzt



bleibt, leicht auf seine Qualität kontrollierbar. Zudem kann es später leicht ergänzt, verändert oder repariert werden. Das Dach war eine Stahlkonstruktion, in der Werkstatt angefertigt. Als Schweißkonstruktion kann es ohne nennenswerten Maschinenpark und mit Hilfe relativ ungelernter Arbeiter hergestellt werden. Eine sorgfältige Berechnung, die von den vorhandenen Rohstoffen ausging, sicherte günstige Materialkosten. Ebenso wurden Fenster und Türen, reduziert auf das Minimum verschiedener Typen, entworfen.

Der weite Spielraum möglicher Anwendungen des Grundmusters der Planung zeigt sich darin, daß Lagerschuppen und Kirchen, Wohnheime und Werkhallen, Dispensaries und Schulen in der Folge geplant und gebaut werden konnten. Das größte und nunmehr letzte Bauvorhaben des TTC, die Oberschule in Chainpur, wurde von einem rein indischen Stab von Technikern, Zeichnern und Bauleitern erstellt. Freilich kann man eine Oberschule, die in abgelegener Bergeinsamkeit erbaut wird, nicht mit Bauwerken vergleichen, die in Städten aufgeführt werden. Als Maßstab der Beurteilung kann aber nur gelten, inwiefern durch die Errichtung der Bauten an Ort und Stelle Fähigkeiten und Quellen erschlossen worden sind oder nicht. Das Ergebnis mag dann bescheiden aussehen – es erfüllt seinen Zweck jedoch besser als ein Baudenkmal, das vom Plan bis zum Ausführungs-Detail importiert ist. Das letzte Kriterium allerdings ist, ob auch nach der Errichtung eines Bauwerkes Kräfte weiterwirken oder nicht. Im Fall des TTC Fudi kann man mit Freude und Dankbarkeit feststellen, daß die einstigen Lehrlinge, die dann Angestellte waren, nun in eigener Verantwortung weiterführen, was begonnen wurde.

K. S.

Unsere Schwester Sita

Monika Schutzka

Sita ist der Name einer indischen Göttin. Vor drei Jahren kam Sita, unsere erste vollausgebildete Schwester, zu uns — in einer Zeit schwerer Krisen und Nöte in unserer Arbeit, als wir ohne Arzt auskommen mußten. Gut zwei Jahre haben wir zusammen gewohnt. Sie entstammt einem kleinen Dorf, ihr Vater wurde von eigenen Verwandten vergiftet, als sie drei Jahre alt war. Mit unvorstellbaren Opfern ermöglichte ihre Mutter, die selbst keine Schule besucht hat, der Tochter als einzigem Mädchen des Dorfes den Besuch der Oberschule. In einem Missionshospital wurde sie zur Schwester ausgebildet. Das war ein langer und schwerer Weg — die erste Trennung von der Mutter. In diesen Jahren wuchs Sita in die Gemeinschaft der Christen sehr hinein. Darum ging sie auch nicht anschließend in irgendein Regierungskrankenhaus, sondern suchte die Stelle in unserem Hospital. Sie wollte die Gemeinschaft mit Christen nicht missen. Ihrer Mutter ist dies Grund zu bleibender Traurigkeit: Zu gern möchte sie die Tochter in ihrer Nähe haben.

Sita ist nicht getauft. Sie lebt mit uns, daß man fast meinen könnte, sie sei Christin. Manchmal scheint sie mehr verstanden zu haben, worum es im christlichen Glauben geht, als Mädchen, die schon in christlichen Familien aufgewachsen sind. Sie ist es, die die anderen an ihre Aufgaben und Pflichten als Christen ermahnt. Und doch — wenn ein Hindufest zu Hause ist, fährt Sita gern heim. Die Zugehörigkeit zur Familie und Kaste und vor allem die Liebe zu ihrer alten Mutter fordern dies. Kommt Sita dann von einem Fest zurück, ist sie für einige Tage kaum ansprechbar. Sie braucht Tage, bis sie zurückfindet in die Arbeit und Gemeinschaft im Hospital. Man kann kaum verstehen, wie stark die Spannung zwischen diesen beiden Welten für jemanden ist, der beides ernst meint, wie Sita. Sita steht zwischen ihnen. Wohin wird der Zug stärker sein? Kann man Christ auch ohne Taufe sein?

Ein Krankenhaus ist ein Ort der Heilung. Es ist aber ebenso ein Ort, an dem Veränderungen bewirkt werden, die tief in das Leben eines Menschen eingreifen. Dies wird hinter den Zeilen der Berichte von Monika Schutzka/Indien und Gerhard Mey/Kamerun deutlich. Sind jene, die in Krankenhäusern arbeiten, Schwestern und Ärzte also, eigentlich für diese Aufgaben vorbereitet, die so wenig mit Medizin zu tun haben? Wenn Veränderung nicht Bruch, also Schaden bedeuten soll, dann muß auch in diesen Bereichen geheilt werden — damit das Krankenhaus wirklich ein Ort der Heilung ist.

DAS KRANKENHAUS — EIN ORT DER SPANNUNG

Auch Helfern muß geholfen werden

Gerhard Mey

Ein neues Arbeitsfeld: Ein Kreis zum Studium der Laienfrage an der theologischen Fakultät. Die Gruppe hat inzwischen einen Stamm von etwa 10 regelmäßigen Teilnehmern, leider nur solche, die schon kirchlich engagiert sind, in Synoden, Konsistorien und ähnlichen Institutionen. Weil aber dieser Kreis eine so nahe Verwandtschaft mit unseren »Hauskreisen« in Deutschland zeigt, dachten wir, daß wir in diesem Winter zumindest noch einen anderen Ansatz ausprobieren sollten. Wir verfielen auf's Krankenhaus als Problemfeld. Einige Erklärungen hierzu:

Die medizinische Versorgung in Kamerun ist kostenfrei. Die Krankenhäuser erhalten einen jährlichen Betrag, mit dem wir wirtschaften müssen. Dieser Betrag ist seit 12 Jahren nicht mehr erhöht worden. So ist kein Geld da für Medikamente, oder auch für die Verpflegung der Kranken. Verwandte müssen das Notwendige auf eigene Kosten heranschaffen. Beim Pflegepersonal finden sich neben qualifizierten Leuten viele, die von einem großen Bruder an maßgebender Stelle in den Job hinein-

bugsiert wurden. Diese weigern sich oft, niedrige Dienste zu verrichten, und da sie Protektion haben, sind Ärzte gegen sie machtlos. Andererseits gibt's auch Patienten mit Protektionen, die Sonderansprüche stellen. Das führt zu einem ausgesprochen gespannten Verhältnis von Pfleger und Patient.

Nach einer Vorbesprechung mit einigen, die etwas von Krankenhäusern verstehen, planen wir nun, im Februar oder März eine Gruppe von Pflegern zum Gespräch über ihre Probleme einzuladen: Ein erster Versuch zu einer Art Arbeit, die sich an vorhandenen, außerkirchlichen Problemen orientiert.

Auch das rührt natürlich wieder an politische Fragen. Wir müssen vorsichtig sein, aber interessant kann's trotzdem werden. Natürlich sind wir weit davon entfernt, irgendwo problemlösend oder gar strukturändernd zu wirken. Im Augenblick reicht's schon, wenn wir ein Klima schaffen können, in dem man auf den Gedanken an Veränderung nicht gleich mit Angst reagiert — in der Kirche wie draußen.

Unsere Mitarbeiter in Übersee 1972

Zambia

Rolf-Friedrich Bredt, agr. grad.
Friedrich Clemens, Dipl.-Ing.
Heidi Clemens, Lehrerin
J. George van Keulen, agr. grad.
Anja van Keulen, Schwester
Dieter Köhpcke, Dipl.-Ing.
Ingrid Köhpcke, Schwester
Frank-L. Krawolitzki, Sozialarbeiter
Siegwart Kriebel, Pfarrer
Gisela Kriebel, Dolmetscherin
Izaak Krisifoe, agr. grad.
Sietske Krisifoe, Hebamme
alle postalisch zu erreichen unter:
c/o Gossner Service Team
P. O. Box 212
Choma

Kenia

Jochen Rieß, Pfarrer
P. O. Box 1655
Nakuru

Kamerun

Gerhard Mey, Pfarrer
Klara Mey
B. P. 4011
Yaoundé

Uruguay

Karl Ernst Neisel, Pfarrer
Helgrid Neisel
c/o UNELAM
Colonia 1864 — P. 2
Casilla 1773
Montevideo

Indien

Ilse Martin, Schwester
GEL Church Dispensary Takarma
P. O. Lassia / Dt. Ranchi, Bihar
und
uns als Person und durch die Arbeit eng
verbunden:
Dieter Hecker, Pfarrer
Ursula Hecker, Pfarrer
GEL Church Compound
Lal Bungalow
Ranchi / Bihar

Freundesgaben und Kollekten für die Gossner Mission 1971

Das vergangene Jahr hat uns wie in allen vorangegangenen eine Fülle von Liebe und Vertrauen aus vielen Gemeinden, aber auch aus den Händen einzelner geschenkt. Wenn wir hier die Zahlen bringen, wie sie sich am Jahresende ergaben, so wissen wir doch nur zu gut, daß sich hinter ihnen weit mehr verbirgt, das nicht zählbar, nicht meßbar ist und bleibt. Wir danken der großen Schar unserer Freunde und Förderer in allen Teilen Deutschlands.

Nach Ländern geordnet erhielten wir aus	
Bayern	40 787,74 DM
Berlin	65 530,04 DM
Hannover	80 122,46 DM
Hessen	14 101,12 DM
Lippe	11 184,92 DM
Rheinland	32 448,91 DM
Westfalen	47 247,22 DM
Württemberg	11 693,57 DM
Sonstige	5 342,11 DM
zusammen	308 458,09 DM

Es muß hinzugefügt werden, daß es sich hierbei um keine Zuwendungen aus Kirchensteuermitteln handelt, sondern ausschließlich um Gaben und Kollekten.

Freilich müssen wir auch bemerken, daß wir leider einen Rückgang der Gaben gegenüber dem Vorjahr um etwa 10% verzeichnen müssen. Es mag dies daran liegen, daß der Kreis unserer Freunde immer älter wird, ohne daß im gleichen Umfang jüngere die Last übernehmen. Darum geht unsere Bitte vor allem dahin, daß uns mehr »junges Blut« zugeführt wird. Helfen Sie uns hierbei, bitte!

Für Überweisungen sind dies unsere Konten:

Postscheckkonto Berlin-West 520 50
Postscheckkonto Hannover 1083 05
Berliner Bank, Depka 4, Kto.-Nr. 7480

Auf Wunsch stellen wir Ihnen eine Bestätigung über die Zuwendung zur Vorlage beim Finanzamt aus. Eine vorbereitete Zahlkarte liegt diesem Heft bei.



Für Arbeitskreise in der Gemeinde, die sich genauer mit den Aufgaben der Gossner Mission in Zambia beschäftigen wollen, steht jetzt eine Druckschrift zur Verfügung:

ZAMBIA, Ein Bericht zur Arbeit der Gossner Mission, 30 Seiten mit zwei Karten und einigen Hinweisen auf weiterführende Literatur.

In kritischer Weise wird hier in die Geschichte des Landes, in seine besonderen Probleme und darauf bezogen in die Aufgaben der Gossner Mission eingeführt. Die Erfahrungen der ersten Versuche unserer Mitarbeiter werden mit ihren Auswirkungen auf die weiteren Vorhaben untersucht und zur Diskussion gestellt.

Die Schrift wird auf Anforderung zugestellt.

Missionsdirektor Seeberg wird am 20. 2. 72 für etwa fünf Wochen nach Nepal und Indien reisen. Auf dem Programm stehen Verhandlungen mit dem Generalsekretär der Vereinigten Nepal-Mission (UMN) über die Mitarbeit der Gossner Mission, sowie ein Besuch der Gossnerkirche mit Teilnahme an einem Pastorenkurs in Ranchi.

Dipl.-Ing. Klaus Schwert wird im Mai zum diesjährigen Besuch der Arbeitsgruppe in Zambia fliegen. Grundlage für Gespräche mit der Regierung und mit den Mitarbeitern der Gossner Mission wird ein Planungskonzept sein, das das Deutsche Institut für Entwicklungspolitik, Berlin, im Auftrag der Regierung für die Region des Gwembetales ausgearbeitet hat, in dem unsere Mitarbeiter tätig sind.

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1971/Nr. 6 · Dezember

ZAMBIA: ZU REICH UND ZU ARM

In einem Bericht des Internationalen Arbeitsamtes aus dem Jahr 1969 lesen wir:

»Viele der ungeheuer schwierigen Probleme, denen Zambia gegenübersteht, haben ihre Ursachen in Spannungen innerhalb des Landes. Da ist besonders das Anwachsen einer Gruppe mit hohem Einkommen inmitten einer ärmlichen Selbstversorgungslandwirtschaft, dann die größer werdende öffentliche Verwaltung, und dann vor allem in den städtischen Ballungsgebieten die Möglichkeit der Bewohner, durch ihre Zahl und auch durch organisierten Druck Einkommenssteigerungen und bessere Lebensbedingungen zu erwirken, wie dies in den weitläufigen ländlichen Gebieten nicht geschehen kann.

Die hohen Ecklöhne der Bergarbeiter haben in der Folge das Lohnniveau im ganzen Land angehoben, und dies wird auch weiterhin so bleiben. In diesem Prozeß ist die Masse der Landbevölkerung weit zurück gelassen worden.«

In diesen wenigen Zeilen in der nüchternen Sprache eines Berichts drückt sich das ganze Dilemma dieses Landes aus. Indem Menschen den Schritt aus dem Dorf in städtische Siedlungen tun, werden sie zur Arbeitsteilung veranlaßt. Dies führt über das Handwerk zur Industrialisierung und somit zu besseren Lebensbedingungen. Doch nur der verhältnismäßig kleine Kreis der städtischen Bewohner nimmt an diesen Entwicklungen teil. Die Vielen aber, die draußen vor den Toren der Stadt leben, bemerken nur, daß der Abstand zwischen ihnen und jenen größer wird.
● besser es den Wenigen geht, um so geringer werden die Aussichten der Vielen, jemals den Anschluß wieder zu gewinnen. Der Satz: Die Reichen werden reicher, die Armen werden ärmer, gilt für das Verhältnis der Industrienationen zu den Entwicklungsländern ebenso, wie für die Bevölkerung in den Ländern der Dritten Welt.

Maßnahmen zur Überwindung dieses Zerfalls müssen darum an zwei Stellen ansetzen: an der städtisch-industriellen Gesellschaft, und in den ländlichen Bereichen. Die nötige Brücke muß Auflager hier und dort haben, beide Seiten müssen neue Fundamente legen.

Die Gossner Mission arbeitet im bescheidenen Umfang ihrer Möglichkeiten auf beiden Seiten der Brücke zugleich: sie sucht nach Wegen und Mitteln zur Veränderung, zur Entwicklung innerhalb der städtisch-industriellen Gesellschaft, und sie müht sich um erste Schritte in der ländlichen Entwicklung Zambias. Auf den ersten Blick scheint es wenig zu geben, was den einen Arbeitszweig mit dem anderen verbindet. Doch setzen beide den Hebel am gleichen Problem an. Die Menschen in den jungen Stadtgebilden und in der Industrie der afrikanischen Staaten sind erst seit kurzer Zeit, oft seit wenigen Jahren, aus ihrer ländlichen

Heimat in die neue Umgebung gezogen. Wer mit ihnen arbeiten will, muß wissen, woher sie kommen. Es ist ein Unterschied, ob man es mit einem ehemaligen Viehzüchter zu tun hat, der seiner Tradition nach in langen Zeiträumen, in systematischer Planung zu denken gewohnt ist, wie dies beim Umgang mit Tieren unabdingbar ist, oder ob es ein ehemaliger Jäger ist, der kurzfristig, schnell und unmittelbar Situationen überblickt und entsprechend handelt. Im Wohnblock oder im Slumgebiet am Rande der Stadt sind diese Unterschiede nicht ohne weiteres erkennbar. Doch wer sie vernachlässigt, wird kaum zu wirklicher Hilfe fähig sein.

Auf der anderen Seite ist die Entwicklung ländlicher Gebiete ohne Beziehung zu städtisch-industriellen Erfahrungen kaum denkbar. So mißverstehen z. B. Viele die Notwendigkeit zu ländlicher Entwicklung, wenn sie meinen, es ginge hierbei um verbesserte Landwirtschaft, womöglich unter Verwendung hochmechanisierter Geräte. Nichts wäre unheilvoller als dies, zumal für Zambia. Denn der Einsatz moderner technischer Mittel, wie sie in den Landwirtschaften der Industrieländer üblich und notwendig ist, würde ein Doppelproblem schaffen: Um wirtschaftlich zu arbeiten, müßten die Geräte großflächig eingesetzt werden, was bedeutet, daß viel Land von wenig Menschen bearbeitet würde. Die Spaltung in Wenige, die gut heraus, und Viele, die schlecht dran sind, würde sich noch einmal, und nun unmittelbar auf dem Lande wiederholen. Dazu käme ein zweites: Die hohen Erträge, die man erwirtschaften würde und müßte, würden den kleinen örtlichen Markt hoffnungslos überschwemmen, würden damit sich selbst die Preise zerstören, würden in der Folge zu noch höherer Produktion führen, und so mit ihrer Überproduktion niemandem helfen, aber paradoxerweise gerade mit ihrem Überfluß Vielen schaden.

Man wird darum, im ständigen Austausch der Erfahrungen der Arbeit im städtisch-industriellen Bereich, in den ländlichen Gebieten Stufen einer »vorläufigen« Industrie entwickeln müssen, die die ländlichen Möglichkeiten nützt und sich an den ländlichen Bedürfnissen orientiert. Dies ist eine schwierige Aufgabe. Denn für die Betroffenen, in unserem Fall die Zambianer, bedeutet der Schritt von der bäuerlichen Selbstversorgung zur »vorläufigen« Industrie einen Sprung ins Unbekannte. Für uns, die wir ihnen dabei helfen wollen, ist eine solche Stufe technischer Entwicklung bereits wieder im Dunkel der Geschichte versunken. Die Gossner Mission und manche andere Gesellschaft in Europa bemühen sich, an dieser für die Entwicklungsländer wie für uns selbst so entscheidenden Frage zu arbeiten und Lösungen zu erproben. Die Mitarbeiter im Gwembetal in Zambia, aber auch in den Stadtreigionen von Nakuru in Kenya und Yaounde in Kamerun tragen ihren wichtigen Teil durch ihre täglichen Erfahrungen bei.

Klaus Schwerk

Ländliche Entwicklung im Gwembetal

Aus einem Brief von Ingrid Köhpcke

Die Kleinkinderfürsorge in Nkandabwe und Sinazeze wird nun ganz gut und regelmäßig besucht — ungefähr 230 Kinder kommen im Monat. Wenn meine bisherigen Aufzeichnungen stimmen dann sind etwa 24 Prozent unterernährt. In beiden Orten habe ich genügend afrikanische Helfer, um Unterweisungen über Ernährung und Nahrungsmittelzubereitung durchzuführen. Ich hoffe, daß ich die beiden Fürsorgestellen noch bis Ende November betreiben kann. Während der Regenzeit möchte ich dann etwas mit Schulkindern arbeiten: Erste Hilfe und vielleicht auch Hauswirtschaft.

Auf Grund von Befragungen in den umliegenden Schulen haben wir herausgefunden, daß nur etwa 5 bis 10 Prozent der Schul Kinder vor oder während der Schulzeit etwas zu essen haben. Die anderen bekommen erst etwas, wenn sie wieder zuhause sind, also mittags um 2 Uhr. Nun werden in allen Schulen sogenannte Milchkekse (sehr nahrhaftes, wenn auch hartes Gebäck) von den Kindern verkauft, und der Lehrer ist dafür verantwortlich. Bis jetzt hatten wir keine »Pannen«. Ich möchte dieses Programm



aber nur bis zu den Weihnachtsferien durchführen. Danach gibt es frische Maiskolben und da sollten die Kekse nicht nötig sein.

Rückkehr von Familie Hertel aus Indien

Am 6. Dezember kehrt Dipl.-Ing. Helmut Hertel mit seiner Familie nach Deutschland zurück, nachdem seine Aufgabe im Technical Training Centre Fudi/Gossnerkirche beendet ist. Die Familie war im November 1968 ausgereist, und es war gelungen, während seiner Dienstzeit in Rev. C. B. Aind einen indischen Direktor für die Gesamtleitung des TTC Fudi zu finden. Da inzwischen auch die schon länger geplante Trennung von Ausbildung und Produktion organisatorisch durchgeführt worden ist, ferner das Ausbildungsprogramm in die Verantwortung der lutherschen, anglikanischen und katholischen Kirche übergegangen ist, wird eine erneute Aussendung von deutscher Seite nicht mehr nötig sein.

Wir freuen uns sowohl über die wohlbehaltene Rückkehr der Familie Hertel als auch über die »Indisierung« des TTC Fudi.

Neue Oberschule in der Gossnerkirche

Etwa 100 km nordwestlich von Ranchi ist in dem Ort Chainpur in den letzten Monaten eine neue und moderne Oberschule gebaut worden. Die finanziellen Mittel hatte die Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe in Bonn zur Verfügung gestellt, Bauleitung und -durchführung lag in Händen von TTC Fudi und Herrn Hertel. Die feierliche Einweihung fand im Oktober statt. Ein ähnlicher Neubau ist jetzt geplant für den Ort Kinkel.

Kellergottesdienste

Die Arbeitsgruppe Berlin der Gossner-Mission DDR verantwortet die Kellergottesdienste, die seit vergangenem Winter wieder regelmäßig stattfinden und gut besucht werden. Es sind vor allem junge Ehepaare und Jugendliche, die diese Gottesdienste besuchen und sowohl nach der Auslegung des Wortes Gottes als auch nach verbindlicher Gemeinschaft verlangen. Allen bedeutet das ökumenische Gespräch sehr viel, und es werden besonders gern Gäste angehört, die aus ähnlichen oder gleichen gesellschaftlichen Situationen kommen.

Letzte Meldung

Aus einem Brief vom 23. 11. 1971 aus Zambia geht hervor, daß der Wagen von unserem Mitarbeiter Frank-Lothar Krawolitzki in der Seite ein paar Löcher zu viel hat. Ein Elefant des Lwangwatales trägt die Verantwortung. Von Zahnersatz war nichts zu lesen.

Kritische Zeugen Jesu

Aus einem Rechenschaftsbericht vor dem Kuratorium der Gossner Mission in der DDR am 24. 9. 1971 in Bad Saarow

Ich bin der Meinung, daß wir stärker als bisher gesellschaftlich engagierte Christen aufzufangen haben. Unsere Freunde wollen nicht akklamieren und sehen oft, daß sie schon alle auf dem Wege sind, wo sie nur noch im nachhinein gutheißen, was längst beschlossen ist. Sie möchten tiefer als bisher — und ich möchte das auch — begreifen lernen, daß Jesus Christus wirklich der Herr auch dieses unseres Systems ist, in dem wir leben. Und so können sie alle den Theologen nicht folgen, denen es nur um die rechte Verkündigung im Sinne der lutherischen Lehre innerhalb der Kirche geht und nicht um wirkliche gesellschaftliche Verantwortung.

Die Rolle des »kritischen Zeugen Jesu« innerhalb der sozialistischen Gesellschaft will eingeübt werden. Ein immer stärkerer Dissens zwischen Kirchenleitungen auf der einen und Gemeinden und einzelnen Christen auf der anderen Seite hat sich in vielen Kirchen innerhalb sozialistischer Staaten herausgebildet.

Gute Theologen sind meistens auf der unteren Ebene in den Gemeinden zu finden. Eine ähnliche Richtung — wenn auch viel vorantiger — zeichnet sich bei uns ab. Und es ist solchen, die ein wenig Erfahrung mit Marxisten haben, klar, daß alle Akklamationen nur eingeplant werden für den rechthaberischen Weg empirischer Gesellschaft. Sie werden als Zeugen Christi wenig oder gar nicht zur Kenntnis genommen.

Ich bin ferner der Meinung, daß in Zukunft mehr einzelne Menschen als bisher in festgefahrenen Bahnen in Familie und Gesellschaft scheitern werden. Sie scheitern auch und gerade, weil sie ideologisch nicht mehr zurechtkommen. Diesen scheiternden Brüdern und Schwestern gegenüber müssen wir uns zur Verfügung stellen. Und wir haben mit ihnen und unter ihnen Freundschaften aufzubauen. Und was bedeutet heute eine wirklich echte Freundschaft! Ich habe in den letzten drei Jahren, in denen ich in der Gesellschaft von bestimmten Personen und Stellen viel Mißachtung erfahren habe, gelernt, daß ich Freunde habe, die mich so nehmen wie ich bin und mich auch wollen als einen, der dankbar leben möchte. Ich bin fast geneigt, zu sagen, weil ich Freunde habe, bin ich am Leben geblieben.

Schließlich noch etwas: Ich möchte den Mut zur Offenheit behalten. Gerade und weil ich durch manche Tiefen gehen mußte. Und

ich möchte mithelfen, daß die Kirche Jesu Christi in der DDR eine offene Gemeinde wird. Und so möchte ich gern und neu in der Gossner-Mission in der DDR weiterarbeiten. Ich möchte die Bitte äußern, daß das Kuratorium die Weiterarbeit beschließen möchte und zugleich einen Kreis einsetzt, der eine neue Satzung erarbeitet und diesem dem neuen Auftrag anpaßt.

Meines Erachtens sind wir das Werk der Kirche, das von Anfang an zuerst die gesellschaftliche Orientierung versucht und betont hat. Gemeinde um ihrer selbst willen konnte nicht zugelassen werden. Von daher konnte nicht einfach so allgemein vom Gemeindeaufbau geredet werden. Heute kommt uns nun in ganz besonderer Weise auch der einzelne Mensch in Sicht. Ihm hat unsere Hilfe in seiner Not zu gelten. Und durch einzelne Kranke werden wir immer gefragt, ob nicht auch Gesellschaft und Kirche krank sind. Wenn es uns gelingt, einzelne kranke Menschen wieder einzugliedern in das Leben, das als Fest zu feiern sich lohnt, dann kann auch Kirche und Welt geholfen sein.

Noch einige Bemerkungen zum Verhältnis Gossner-Mission und Kirche. In der Vergangenheit galt für uns der Satz, wenn uns der Staat liebt, dann prügelt uns die Kirche oder umgekehrt. Heute müssen wir rückblickend feststellen: Wir wußten uns immer als ein Teil der Kirche. Und wir wollten auch nichts anderes sein. Vielmehr wollten wir mithelfen, daß die Kirche ihre Orientierung in der Erledigung des Auftrages auf die Welt nimmt.

In allen ökumenischen Aktivitäten haben wir darauf geachtet, daß Kirchenleitungen und Gemeinden in Gespräche mit Vertretern der Ökumene mit einbezogen werden.

Worum wir uns bemüht haben, ist vor allem das verantwortliche Mitdenken mit den Gemeinden und so die kritische Herausforderung als Kirche in der Zeit zu werden.

Wir sind ein Werk der Kirche Berlin-Brandenburg und haben die Freiheit, mit jeder anderen Kirche Sondervereinbarungen zu treffen. Vereinbarungen wurden nur einmal mit der Kirchenleitung in Magdeburg getroffen, als es galt, das Teampfarramt in Nitzahn einzurichten. Es könnte aber gut sein, Arbeitsgemeinschaften innerhalb der Landeskirchen zu entwickeln und mit dieser oder jener Kirchenleitung erneut verbindlich ins Gespräch zu kommen.

Die Gossner-Mission in der DDR sollte weiter bestehen und ihre Dienste als Gruppe in der Kirche tun. Sie hat in Zukunft stärker als früher als Auffangbecken dynamischer Einzelner und Gruppen zu fungieren, sie hat Unzufriedenen und Kranken zu dienen, Gesprächsstelle für Engagierte in Kirche und Gesellschaft zu bleiben und aufzupassen, daß Kirchen und Kirchenleitungen nicht nur den Weg der Akklamation gehen. Die Gossner-Mission kann helfen, daß Gruppen und Einzelne befähigt werden, Hoffnung für Christus in der Zeit zu behalten und andere in dieser Hoffnung anzustecken. Dazu können Experimente helfen. Dieser Dienst kann die Mitarbeiter und alle Freunde in der rechten Freude und Dankbarkeit erhalten.

Bruno Schottstädt



Im Krankenzimmer in Takarma

Bundesverdienstkreuz für Schwester Ilse Martin

Auf Antrag der Deutschen Botschaft in Neu-Delhi hat der Bundespräsident am 25. 6. 1971 Schwester Ilse Martin in Takarma/Indien das Bundesverdienstkreuz am Band verliehen. Orden und Urkunde sind Schwester Ilse während einer Feier im Generalkonsulat Calcutta am 22. 10. 1971 überreicht worden. Die Gossner-Mission freut sich, daß der missionsärztliche Dienst, den Schwester Ilse Martin von 1955–1966 in Amgaon und ab 1967 in Takarma geleistet hat, auch von staatlicher Seite anerkannt worden ist.

Nachdem Schwester Ilse tatkräftig den Aufbau des Krankenhauses Amgaon — jetzt unter indischer Leitung — vorangetrieben hatte, bekam sie vor fünf Jahren den besonderen Auftrag, in dem ländlichen Bereich nördlich Rourkela einige kleine Krankenpflegestationen aufzubauen mit dem Zentrum in Takarma. Sie hat sich dieser Aufgabe mit großer Hingabe und gutem Erfolg angenommen. Innerhalb kurzer Zeit entstanden in Takarma eine sogenannte »Dispensary« mit ambulanter und stationärer Behandlung, sowie Zweigstellen in den Dörfern Kamdara und Khuntitoli. Am 2. Nov. 1971 ist eine weitere Zweigstelle in Purnapani eingeweiht worden. Hier wird wahrscheinlich die seit langem mit Schwester Ilse zusammenarbeitende indische Schwester Elisabeth die Verantwortung übernehmen.

»Trimm dich!« in Takarma/Indien

Nach dem lang anhaltenden Regen ist meine »Prachtstraße« jetzt in einem solchen Zustand, daß ich wohl für ein paar Wochen mit Rad und Bus statt mit dem Jeep nach Khuntitoli und Kamdara fahren muß. Vergangene Woche sind wir gerade noch so durchgekommen, aber als wir am Donnerstag gegen 20.00 Uhr von Kamdara kommend in unsere Straße einbogen, blieben wir gleich hoffnungslos stecken. Nachdem wir mit Hilfe von einer ganzen Gruppe von Dorfleuten versucht hatten, wieder auf festen Grund zu kommen, es aber nach einer Stunde Mühe nicht gelang, zudem noch die Batterie ihr Leben beinahe aushauchte, beschloß ich, mich zu Fuß auf den Heimweg zu machen. Ich hatte am Tage vorher bei Bruns in einer Illustrierten gelesen: Trimm dich — lauf wieder. So dachte ich, es wird mir sicher gut tun und machte mich auf den 7 km langen Weg. Es war stockfinster und meine Taschenlampe gab nur noch einen matten Schein. Ich konnte aber immerhin noch die Pfützen und Schlammlöcher erkennen. Es machte mir direkt Spaß, in der frischen Nachtluft zu marschieren. Doch nach einer Stunde gab die Taschenlampe ihren Geist auf, und ich tappte im Dunkeln. Nur gut, daß ich den Weg so im Gedächtnis hatte. Trotzdem konnte ich es nicht vermeiden, hin und wieder in ein Schlammloch zu rutschen. Dabei riß der Riemen meiner Sandale. Nun ging ich barfuß weiter, den Weg mehr erfühlend, sehen konnte ich nur die Glühwürmchen. Beim Postoffice an der Ecke angekommen, fing es an zu regnen. Da hatte ich noch Haarwäsche und Bad als Zugabe. Um 23.30 Uhr erreichte ich glücklich meinen Bungalow in Takarma, wusch mir die Füße und sank ins Bett. Ja, ja, »Trimm dich!«

Am nächsten Morgen zog man den Jeep aus seinem Schlammloch. Der Driver fuhr mit dem Bus nach Simdega und ließ die Batterie aufladen und blieb dann beim Jeep an der Straße. Ich fuhr am Sonnabend mit dem Rad hin und von dort aus nach Ranchi zum Medizin-holen. Nirgendwo hatte es am Sonnabend und Sonntag geregnet, nur wieder auf unserem Weg von der Straße nach Takarma. Wir schafften es aber doch mit Mühe und Not, bis nach Takarma durchzukommen. Aber jetzt muß der Weg erst wieder etwas besser werden, ehe wir ihn befahren, sonst geht uns der Jeep noch ganz kaputt.

Ilse Martin

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto: Hannover 1083 85

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1971/Nr. 5 · Oktober

ZUM ERNTEDANKFEST 1971

Zum Erntedankfest eines jeden Jahres überlegen wir uns, für welche Ernte wir im Arbeitszentrum der Gossner Mission am Rhein zu danken haben. Das ist in diesem Jahr nicht wenig: wir haben die Verlegung unserer Arbeitsstelle von Mainz-Kastel nach Mainz nicht nur »überstanden«, sondern haben vom Oktober vergangenen Jahres ab ohne Unterbrechung und ohne Bruch weiterarbeiten können. Neben kurzen Tagungen und Konferenzen haben wir mehr Gruppen von *Theologiestudenten* in unseren Häusern gehabt als je zuvor, nicht zuletzt, weil wir jetzt dicht bei der Universität wohnen. Das *ökumenische Seminar* für Urban Industrial Mission, das den offiziellen Auftakt zur Arbeit in den neuen Häusern gab, vereinte 33 Teilnehmer aus 11 Nationen. Der 15. *Halbjahreskurs für Pfarrer*, an dem auch eine Philologin und eine Pädagogin teilnahmen, schloß sich an und brachte durch die praktische Arbeit in 3 Industriewerken und in einer Neubaugemeinde neue Erfahrungen ein. Es zeigte sich, daß diese Seminararbeit in den neuen Häusern leichter und konzentrierter durchzuführen ist, als im alten Gossner Haus in Mainz-Kastel. Hier haben wir für jeden Seminarteilnehmer ein Einzelzimmer (30 insgesamt) und einen Seminarraum, in dem auch die Bibliothek zum schnellen Gebrauch untergebracht werden konnte. Wie auch schon in den letzten Jahren kam das »Seminar für religionspädagogische Dienste« aus dem Elisabethenstift in Darmstadt zur Gossner Mission, um eine Einführung in die Aufgaben und Methoden der Missionsarbeit in Stadt und Industrie (Urban Industrial Mission) zu bekommen.

Neu waren zwei *Kurzseminare* von je 14 Tagen mit den *Pfarramtskandidaten der Evang. Kirche in Hessen und Nassau*. Es hat sich schon nach diesen ersten Versuchen gezeigt, daß sich daraus eine spätere Zusammenarbeit mit einigen dieser jungen Pfarrer ergeben wird.

Einige Kirchengemeinden baten, wir möchten ihnen helfen, Aufgaben an ihrem Ort zu entdecken und in Angriff zu nehmen. Auf diese Weise wächst auch in den Kirchengemeinden und bei ihren Pfarrern immer mehr das Verständnis für die neue Art der Mission, die gerade bei der Gossner Mission entwickelt wird. Ein Zeichen dafür war auch ein 3tägiger *Trainingskurs* für 10 Pfarrer aus der Stadt Mainz.

Unsere Freunde wissen, daß in der gleichen Zeit die *Urban Industrial Mission in Übersee* weitergeführt oder neu begonnen

wurde. Sie haben die Berichte von Pfarrer Max Gutknecht-Stör aus Durgapur-Indien, von Pfarrer Jochen Rieß aus Ostafrika und von Pfarrer Gerhard Mey aus Westafrika gelesen.

Diesen Erntedanktaggruß schreiben wir nun aus Südafrika. Einige Kirchen haben uns gebeten, die 15jährige Erfahrung der Gossner Mission in die noch im Anfang stehende Urban Industrial Mission in Südafrika einzubringen. Wir haben bei einem 10-Tage-Kurs für Pfarrer aus allen Kirchen mit 50 Teilnehmern — davon 30 Schwarze — geholfen und reisen nun über Tausende von km zu theol. Ausbildungsstätten, sind mit Pfarrkonferenzen und Zusammenkünften von Industrielleuten, mit Fabrikbesuchen und Gottesdiensten in schwarzen Gemeinden beschäftigt. Die Probleme zwischen Weiß und Schwarz wirken auf uns überwältigend groß. Wir erleben aber auch, daß wir etwas helfen können, wenn wir von unseren Problemen berichten und wie wir sie angehen, z. B. die Probleme der Verstädterung unseres Landes, der 2 Millionen ausländischer Arbeitnehmer — hier gibt es weit mehr schwarze Wanderarbeiter —, der Arbeit von Müttern in den Betrieben u.a.m. Man bittet uns, die Zusammenarbeit nicht mit dieser Reise zu beenden. Aber kann die Gossner Mission diese Arbeit noch zusätzlich tun?

Das vergangene Jahr ermuntert uns zu einem Ja. Wir haben soviel Verständnis, Zuspruch und Hilfe erhalten, daß wir an diesem Erntedankfest undankbar wären, wenn wir vor neuen Aufgaben zurückschreckten. Die Landeskirchen und ihre missionarischen Zusammenschlüsse, die Evang. Arbeitsgemeinschaft für Weltmission, Einzelgemeinden und unsere Gossnerfreunde haben uns gegeben, was wir brauchten. Vor unserer Abreise nach Afrika haben uns zwei Zuwendungen besonders bewegt: Geschwister aus der Pfalz übertrugen uns Pfandbriefe in Höhe von 5 000,— DM und Fräulein Margarete Schmidt aus Mainz schenkte uns vor ihrem Tod ihre Eigentumswohnung, für die sie jahrelang gearbeitet und gespart hatte.

Zu unserem Erntedank gehört aber besonders auch die Freude darüber, daß uns Gott die Möglichkeit zu neuer Aussaat im eigenen Land und in fernen Ländern unter Christen und Nichtchristen gegeben hat.

Mit herzlichen Grüßen aus Südafrika

Ihre Christa Springe, Pfr. Ihr Horst Symanowski, Pfr.

Die Gossner Mission in Kamerun

Ein Bericht von Pfarrer Gerhard Mey

Kamerun hat gegenüber anderen Ländern (Elfenbeinküste etwa) das Glück, nicht nur einen Wasserkopf von Stadt zu haben, in dem alles zusammenströmt. Es gibt alte städtische Siedlungen im Norden und Nordwesten, die sich weiterentwickeln, es gibt Verwaltungszentren im (englischen) Westen und im (französischen) Osten; es gibt die Trennung zwischen Verwaltungshauptstadt und Wirtschaftszentrum (Yaoundé und Douala). Der Hauptzuwanderungsstrom kommt außer aus der Umgebung von Yaoundé aus dem Banulere-Gebiet, das von altersher überbevölkert ist und in welchem schon immer Tüchtigkeit und Geschäftssinn gang und gäbe waren und sind. Wenn man durch die Wohnbezirke streift und ein richtiges Haus findet, so gehört es meist einem Banulere, der im Handel sein Glück gemacht hat oder/und Besitzer der umliegenden Häuser in traditioneller Lehm-Holzbauweise ist. In den Wohnquartieren sind Handel und Handwerk fast vollständig in den Händen der Banulere, im Zentrum behaupten sich Levantiner und Libanesen.

Ein Grund für das rasche Wachstum der Städte ist u. a., daß die schulische Bildung eigentlich ausschließlich auf einen Job in der Administration vorbereitet. Solange das Bildungssystem sich nicht ändert, geht das anarchische Wachstum der Städte weiter.

Anarchisch? Es ist so! Es gibt zwar eine Abteilung »Bodenverwaltung« beim Planungsministerium, ein Ministerium für Stadtplanung, das Pläne ausarbeitet. Aber die beziehen sich nur auf die Zentren, die gelegentlich erweitert werden. Dann passiert es, daß Bezirke mit Bulldozern zusammengewalzt werden, um Platz zu machen für Bauten der Verwaltung. Die Leute siedeln sich dann ein paar Kilometer weiter wieder an, in genau der gleichen Weise wie vorher. In Douala fiel einer neuen Straße ein Stück Markt zum Opfer. Morgens kamen die Caterpillar und schoben die Budchen der Marktfrauen weg. Als sie verschwunden waren, setzten sich die Marktfrauen auf ihren alten Platz und verkauften ihre Bananen weiter — jetzt ohne Budchen. Beispielsweise ist die Lebensmittelversorgung der Hauptstadt völlig unorganisiert. Ein Händler mit einem Lastwagen klappert die Dörfer ab, um Bananen und Macabo zu holen. Landfrauen chartern sich zusammen ein Vehikel und bringen ihren Eigenbau in die Stadt. So kommt es, daß gelegentlich in Yaoundé ein fühlbarer Mangel an Grundnahrungsmitteln herrscht mit entsprechendem Preisauftrieb.

Von Entwurzelung kann bisher keine Rede sein. Die Organisationseinheit auf dem Land wie in der Stadt ist Clan und Stamm. Es gibt einen Bezirk Basa, Bezirk Haoussa, Bezirk Yambassa etc. Die Stadtbewohner sehen sich etwa so wie sich Gastarbeiter in Deutschland sehen: Als vorübergehende Stadtbewohner. Beispiele dafür: 1. Das erste feste Haus wird im heimatlichen Dorf ge-

baut, nicht in der Stadt. 2. Es kommt vor, daß sich Leute des gleichen Dorfes in der Stadt organisieren und Unterstützungsaktionen für ihr Dorf durchführen. Von Gemeinschaftsaktionen in der Stadt hat man noch nichts gehört. 3. Die noch etwas lebende Leiche eines scheidenden Anverwandten wird im Hospital geklaut und mit dem Taxi in das Dorf geschafft; schnell, schnell, denn echte Leichen sind viel teurer im Transport und außerdem sind solche Transaktionen strikt verboten. 4. Die Leute vom Land kommen gern, häufig und lang zu den städtischen Verwandten zu Besuch, in erster Linie, um Geld zu holen. Und da zeigen sich erste Verstädterungserscheinungen: Die Städter schätzen das gar nicht mehr, aber blechen müssen sie doch. Die Stadtsiedlung ist also der an einen anderen Ort verlagerte Ableger des Dorfes. Es ist klar, daß diese enge Symbiose von Stadt und Land ein Übergangsphänomen darstellt, aber manche Übergänge brauchen Generationen. Das könnte schwerwiegende Probleme aufwerfen für jede Sorte Aktion: Wenn man für das Dorf lebt, wird man sich nur schwer für die Stadt engagieren.

Wie die Stadtsiedlungen stammesmäßig organisiert sind, so auch die verschiedenen Gemeinden nach Sprachgruppen. Es gibt eine frankophone (wohlgemerkt aber afrikanische). In ihr sind fast nur Angehörige der Schicht, die unter der Kolonialherrschaft die »Gebildeten« hießen, trotzdem geht es bei ihnen am schläfrigsten zu. In den Stammesgemeinden gibt es genau so viel Hochgebildete, Intellektuelle, Großkopfete mit internationaler Erfahrung, sie verhalten sich dort aber meist viel aktiver. Der Postmeister von Yaoundé zählt die Groschen im Gottesdienst, der Mann aus dem Informationsministerium dirigiert den Chor etc.

Heute habe ich mein Debut auf der kirchlichen Szene in der Basa-Gemeinde gegeben. Eintausend Leute im Gottesdienst, der Chor sang, daß die Wände wackelten, die Pfarrer beteten (drei waren zufällig auf Besuch in Yaoundé und der, der regulär zu der Gemeinde gehört), der Mey predigte. Es war gewaltig! Nein, ehrlich: Verglichen mit der frankophonen Gemeinde, in die ich sonst gehe, weil ich noch keine Sprache verstehe, ist wirklich was los. Die Gemeinde hat an einem Sonntag eine Million flott gemacht für den Bau ihrer Kirche!

Ist Religion also doch eine Stammesaffäre, etwas, was sich in der voll entwickelten urbanen Gesellschaft nicht hält? — Nun, in Afrika hat es bis dahin noch eine Weile. Die Gläubigkeit ist ungebrochen nicht nur beim Volk, nein, auch bei den Intellektuellen. Das war für mich eine überraschende Erfahrung. Das theologische Hauptproblem hier für die führenden Leute ist folgendes: Sie sehen das Auseinanderfallen von Kirchlichkeit und weltlichem Beruf und möchten beides wieder zusammenschweißen, wie es im traditionellen afrikanischen System einmal war. Ich muß meine Konzepte umformulieren, wenn ich verstanden werden will, aber für moderne Formen kirchlicher Arbeit und soziales Engagement mit den dazu nötigen Kenntnissen sind die Afrikaner zu haben.

Ein Modell-Kirchentag für Zambia

In der ostfriesischen Gemeinde Wallinghausen am Stadtrand von Aurich hatten wir am 12. September zum zweiten Mal einen Kirchentag. Die Bezeichnung »Kirchentag« hat nichts mit Hochstapelei zu tun und soll keine Vorstellungen von wohlorganisierten Massenversammlungen wachrufen. Wir hatten zwar ein Programm, aber in diesem Programm fehlte manches, was man sonst auf Kirchentagen zu hören und zu sehen bekommt. Und doch meinen wir, unsere bunte Gemeindeversammlung mit Recht einen Kirchentag nennen zu dürfen. Dieser Tag, der sich schon durch seine Atmosphäre von sonstigen Veranstaltungen der Gemeinde hob, hatte ein konkretes Ziel: Er sollte ein Zeichen praktischer Nächstenliebe geben. Der erste Kirchentag am Erntedankfest 1969 sollte hungernden Ibos in Biafra über die Luftbrücke Hilfe bringen. In diesem Jahr sollte die Gossner-Aktion in Zambia unter den Tongas am Kariba-Stausee unterstützt werden.

Um diese Zielvorstellungen zu realisieren, sind Mitarbeiter erforderlich. Der Frauenkreis und der Kirchenvorstand waren gleichsam die Basis-Gruppe des Unternehmens; dazu kamen der Kirchen- und Posaunenchor nicht nur als musikalische, sondern auch als missionarische Elemente. Auf der weiteren Suche nach Mitarbeitern war eine erstaunliche Aufgeschlossenheit und Bereitschaft einiger örtlicher Organisationen und Vereine festzustellen. Wichtig war es, die Fähigkeiten des einzelnen oder seiner Gruppe richtig zu erkennen und sinnvoll einzusetzen. Die Feuerwehr regelte alle Parkfragen, eine Baufirma sorgte für die erforderlichen Stühle und Tische, der Schützenverein lieferte Fahnen und Girlanden. Jugendliche beklebten und beschrifteten Plakate, um den Kirchentag in der Öffentlichkeit bekanntzumachen; sie beteiligten sich auch an einem »Flohmarkt«, indem sie allerlei aus verstaubten Winkeln zusammengesuchte Utensilien zum Verkauf anboten. Frauen bereiteten in wochenlanger Arbeit einen reichhaltigen Bazar vor. Der in eine Teestube umfunktionierte Gemeindesaal, Eis-, Bratwurst- und Getränkestände boten mannigfache Einsatzmöglichkeiten. Obwohl hier und da kurzfristig umdisponiert werden mußte, klappte auch die Improvisation. Die Mitarbeiter waren mit Freude bei der Sache. So wichtig diese praktischen Dinge bei der Vorbereitung und Durchführung eines Kirchentages sind, im Zentrum muß der Gottesdienst mit der Predigt des Evangeliums stehen. In den Gottesdiensten wollten wir aber nicht im trauten Kreis alter Bekannter unter uns sein, sondern möglichst viele »Randsiedler der Kirche« mit hineinnehmen. Es sollte auch nicht nur ein Kirchentag innerhalb der Parchie sein, sondern über die Grenzen hinaus Männer, Frauen und Kinder aufnehmen. Es muß zugegeben werden, daß die Beteiligung anderer Gemeinden nur gering war. Diese zahlenmäßig relativ geringe Beteiligung von Christen jenseits der Parochialgrenzen sagt aber nichts über die Ausstrahlungskraft des Kirchentages.

Der Kirchentag verband alte und neue Formen der Gemeindegemeinschaft. Im Gottesdienst am Vormittag (in der Kirche) brachte Miss.-Dir. Seeberg, Berlin, in der Predigt über die Jahreslosung zum Bewußtsein, was es heißt, einander anzunehmen. Es beteiligten sich alle Kirchenvorsteher und kirchlichen Mitarbeiter, eine Gruppe von Konfirmanden (mit einem Anspiel aus der Materialsammlung »Weltmission« Rogate-71), zwei Schulklassen und zwei Kirchenchöre. Auf die sonst übliche Liturgie wurde diesmal verzichtet, dafür neben altvertrauten Missionsliedern (mit Orgel) das Vaterunser und das Nachspiel in moderner Form eingefügt (mit Hilfe eines Tonbands).

Den Nachmittagsgottesdienst mit Predigt (Pastor Freese, Sandhorst) und Reisebericht über Zambia (Miss.-Dir. Seeberg) haben wir bewußt »draußen vor der Kirchentür« angesetzt. Verschiedene Chöre — darunter auch ein Gesangsverein — sangen den 100. Psalm von Schütz. Mehrere Posaunenchor begleiteten die Gesänge der Gemeinde. Blickt man auf das reichhaltige musikalische Programm, so könnte man auch wohl von einem Chortreffen sprechen. Aber das wäre doch nur ein Teilaspekt. Der Wunsch und das ernsthafte Bemühen aller für diesen Kirchentag Verantwortlichen war es, deutlich werden zu lassen, daß Kirche auf mannigfache Weise wirksam in Erscheinung treten kann.

Der Gesamtertrag für die Gossner-Aktion in Zambia: 4 768,89 DM.
Pastor E. Sticken

Neue Verfassung für die Gossnerkirche

Zum ersten Mal in der Geschichte der Gossnerkirche wurde ohne Hilfe von außen durch die verfassungsgebende Institution der Entwurf einer neuen Verfassung ausgearbeitet. Der Entwurf wurde nach zweijährigen Überlegungen und Diskussionen erarbeitet, angenommen und bestätigt auf der Vollsitzung der Kirchenleitung im Juni 1971. Nachdem er den fünf Anchals (Kirchenkreise) zur Abstimmung bis zum Oktober 1971 übergeben wurde, wird die Leitung der Kirche über das Inkrafttreten beraten, das für den 1. Januar 1972 vorgesehen ist, falls alle Anchals dem Entwurf zustimmen.

Ankunft von Pfarrer Dieter Hecker in Indien

Im Juli 1971 kam Pfarrer Dieter Hecker mit seiner Familie in Ranchi an. Nach Absolvierung eines einjährigen Sprachkurses wird er am Theologischen College in Ranchi Vorlesungen über das Neue Testament halten.

Pfarrer Hecker wurde von der Badischen Kirche für diesen Dienst freigestellt. Erstmals wurde durch Verhandlungen zwischen zwei Schwesterkirchen eine solche Vereinbarung erzielt. Pfarrer Hecker wird fünf Jahre in Ranchi arbeiten.

Diese Vereinbarung zwischen den beiden Kirchen ist ein Beweis für die Möglichkeiten der Zusammenarbeit und Hilfe deutscher Kirchen für die indische Kirche.

Zum Wechsel in der Leitung der Gossner Mission

Die zahlreichen Freunde der Gossner Mission haben ein Recht darauf, ein persönliches Wort über den Wechsel in der Leitung unserer Gesellschaft zu empfangen, der in der letzten Nummer des uns verbindenden Blattes so knapp und nüchtern mitgeteilt wurde. Sehr bereitwillig möchte ich dieser Erwartung heute entsprechen.

Zunächst: Es ist ein ganz normaler Vorgang, daß ein Jüngerer einen Ältergewordenen in der Hauptverantwortung für einen wichtigen Dienst ablöst. Wie in der Welt, so ist das auch in den Aufgaben des Reiches Gottes! Nur Unnüchternheit oder falsche Selbstüberschätzung kann das verkennen. Halten wir uns vollends vor Augen, daß auch in der Kirche und ihrer Mission heute die Wandlungen in außerordentlich raschem Tempo vor sich gehen, dann kann man nicht dankbar genug sein, wenn ein Jüngerer in gleichem Geist und derselben Zielrichtung das Steueruder in die kräftigeren Hände nimmt, das ein alt Gewordener fast zehn Jahre hindurch geführt hat. In bewußter Anerkennung dieses Gesetzes vollzieht sich also der personelle Wechsel in der Leitung der Gossner Mission.

Deshalb ist also zu sagen: *Es ist hoch erfreulich*, daß so organisch und reibungslos eine Ablösung im leitenden Dienst der Gossner Mission erfolgt. Nicht von ungefähr hat das Kuratorium den entsprechenden Beschluß einstimmig gefaßt und dadurch meinem Nachfolger und langjährigen Mitarbeiter sein volles Vertrauen ausgesprochen.

Martin Seeberg bringt langjährige *Erfahrung* in das ihm übertragene Amt mit. Fast gleichzeitig mit mir hat er seinen Dienst 1962 im Gossnerhaus begonnen und an allen wesentlichen Beschlüssen und Entscheidungen aktiv mitgewirkt. Er hat vollen Einblick in alle Erfordernisse der Arbeit genommen und muß sich nicht erst als ein Neuling auf schwierigem Gelände zurechtfinden. Das ist von großer Bedeutung und wird ein Höchstmaß von Kontinuität in der Arbeit gewährleisten.

Was wichtiger ist: Der zukünftige Direktor der Gossner Mission ist von der Liebe zur Mission und dem Sendungsauftrag Jesu Christi erfüllt und bestimmt. Das allein kann ja Maßstab und Richtung geben für alle Aufgaben die eine bald 1½ Jahrhunderte alte sendende Gesellschaft zu erfüllen hat. Er kennt die *Gossnerkirche in Indien* in nüchterner Liebe wie nur wenige. Alle ihre Freuden und Nöte sind seinem Herzen nahe. Sie hat in ihm einen verständnisvollen Freund. Das Kuratorium hat seine Indien-Berichte auf seinen Sitzungen besonders geschätzt; und viele Gemeinden im Lande ebenso.

Wer um Christi Sendung heute und morgen weiß, der ist aber zugleich offen und bereit, unter Seiner Führung *neue Wege zu gehen*. So weiß der zukünftige Leiter der Gossner Mission um die drängende Vordringlichkeit der »Mission in Großstadt und Industriewelt«, die von unseren Mitarbeitern in Mainz wahrgenom-

men wird. Er wird die Verbindung zur »Vereinigten Mission in Nepal« durch einen Besuch in Kathmandu im Frühjahr des nächsten Jahres enger knüpfen. Und die verheißungsvolle Aufgabe in *Zambia* steht ihm seit seinem Besuch vor wenigen Monaten dort sehr klar vor Augen. Jesu Jünger sollen nicht zurück, sondern vorwärts schauen.

Ist es nach allem Gesagten noch nötig zu betonen, daß der Dienst der Gossner Mission unter neuer Leitung weiterhin geschehen soll zu Gottes Ehre? Gewiß, neue Akzente werden gesetzt werden, weil unser Herr den Seinen unterschiedliche Gaben und Fähigkeiten verliehen hat. Aber der Auftrag bleibt und wird weiterhin gebieterisch nach seiner Erfüllung rufen, die Herrlichkeit Jesu Christi unter den Völkern kundzumachen.

In D. Hans Lokies hat die Gossner Mission einen Alt-Direktor der zu ihrer Freude in Fürbitte und intensiver Anteilnahme ihren Weg und Dienst noch verfolgt und begleitet. Wenn nun ein weiterer dazutritt, so wird er dankbar sein, in bescheidenem Maße gleichermaßen an der Bewahrung des Erbes Vater Gossners mitzuwirken und es auch in der Welt von heute fruchtbar werden zu lassen.

Dr. Christian Berg



Dr. Berg, Direktor der Gossner Mission 1962–1971

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto Hannover 1083 05

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1971/Nr. 4 · August

Wechsel in der Leitung der Gossner Mission

Pastor Martin Seeberg wird Nachfolger von Dr. Berg

Das Kuratorium der Gossner Mission unter dem Vorsitz von Bischof D. Scharf hat in seiner letzten Sitzung Pastor Martin Seeberg einstimmig zum Missionsdirektor gewählt, nachdem Kirchenrat Dr. Berg im Blick auf die Vielzahl seiner überregionalen Verpflichtungen um Freistellung von dieser seit Mitte 1962 wahrgenommenen Aufgabe zum 31. Oktober 1971 gebeten hatte.

M. Seeberg (geb. 1930) wurde im September 1962 von der Ev.-luth. Landeskirche Hannover, in der er bis dahin in seiner Heimat Ostfriesland Gemeindepfarrer gewesen war und sich der Jugendarbeit gewidmet hatte, für den Dienst bei der Gossner Mission in Berlin beurlaubt. Auf mehreren Indien-Reisen hat er das alte Arbeitsfeld der Gossner Mission gründlich kennengelernt, sie auch auf ökumenisch-missionarischen Konferenzen des Luth. Weltbundes wiederholt vertreten und ist kürzlich von einem Besuch des neuen Arbeitsgebiets der Gossner Mission in Zambia sowie Verhandlungen mit der Regierung des jungen afrikanischen Staates zurückgekehrt.

Dr. Christian Berg wird neben seiner Mitarbeit in gesamtkirchlichen Gremien der Weltmission und des kirchlichen Entwicklungsdienstes der Gossner Mission noch einige Zeit zur Verfügung stehen.



Pastor Neisel/Aachen nach Montevideo — Aussendung durch die Gossner Mission Mitte Oktober

Vom Herbst dieses Jahres an wird die Gossner Mission ihre Mitarbeiter nicht nur in Asien und verschiedenen Ländern Afrikas (Kenia, Zambia, Kamerun); sie wird auch in Lateinamerika an einer wichtigen Stelle vertreten sein.

Das Zentrum ökumenischer Arbeit in Südamerika liegt in Montevideo (Uruguay). Der Leiter dieser Stelle, Pfarrer Emilio Castro hat sich beim Deutschen Evangelischen Missionsrat in Hamburg schon seit geraumer Zeit bemüht, einen deutschen Theologen für die Studienarbeit und den Reisedienst als verstärkende Kraft zu erhalten. Wie in Asien die »Ostasiatische christliche Konferenz« (EACC) die Sammlung und Zusammenfassung der Kirchen und Christen auf ökumenischer Basis zu gemeinsamer Arbeit darstellt; und in Afrika mit gleichem Ziel die »Allafrikanische christliche Konferenz« (AACC); so ist für den Kontinent Lateinamerika in Montevideo unter der Bezeichnung UNELAM (Unidad Evangélica Latinoamericana) ein ökumenischer Zusammenschluß der verstreuten und sehr unterschiedlichen nicht-römischen Kirchen im Werden.

Der Deutsche Evangelische Missionsrat kann seinem Charakter entsprechend nicht als aussendende Stelle handeln. So bat er die Gossner Mission, nachdem die Planung schon weit vorgeschrit-

ten und in Pfarrer Neisel eine geeignete Persönlichkeit gefunden war, die Aufgabe zu übernehmen. Für die notwendigen Mittel wird er sich verantwortlich fühlen. Er steht mit voller Überzeugung hinter der Entsendung der Familie Neisel als einem notwendigen und wichtigen Dienst für das geistliche Zusammenwachsen der oft noch sehr isolierten und zerrissenen Kirchen auf dem explosiven Kontinent Lateinamerika mit seinen sozialen Spannungen ohnegleichen und in seinen Wandlungen voller Unruhe und scharfer gegensätzlicher Tendenzen.

Pfarrer Neisel (geb. 1929) stammt aus Hemer (Westfalen); ist seit 1957 mit der Studienrätin Helgrid Randt verheiratet und hat drei Kinder im Alter von 10–13 Jahren. Er hat u. a. ein Jahr am Union Seminar in New York studiert und war fünf Jahre in Porto Alegre (Brasilien) Studentenpfarrer und Sekretär des christlichen Studenten-Weltbundes. Nach zweieinhalbjährigem Dienst in der Evangelischen Akademie Bad Boll ist er erneut für vier Jahre nach Brasilien als Leiter der dortigen evangelischen Akademie mit Sitz in Sao Paulo berufen worden (1963–1967). Die letzten vier Jahre war er an der Dreifaltigkeits-Gemeinde in Aachen tätig.

Die Rheinische Kirche hat ihn jetzt erneut für die bedeutungsvolle Aufgabe in Südamerika freigegeben.

Bg.

Ein Jahr Zambia – Bericht einer Reise

Die Gossner Mission hat mit ihrer neuen Arbeit in Zambia in zweifacher Hinsicht ein Experiment begonnen, von dem man nach so kurzer Zeit natürlich noch nicht sagen kann, ob es gelingen wird oder nicht.

Einmal geschieht dieser Einsatz auf Einladung der Regierung dieses Landes, mit der ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden ist, zum anderen war von Anfang an die Entsendung einer Gruppe geplant, weil nicht eine Summe von Einzelpersonen, sondern ein »Team« eingesetzt werden sollte.

Welche vorläufigen Erfahrungen haben sich bei diesem Experiment ergeben?

Die Partnerschaft mit den Regierungsstellen ist als durchaus positiv zu bezeichnen. Zwar hat es bürokratische Hemmnisse gegeben, aber keine grundsätzlicher Art. Ein noch ungelöstes Problem besteht darin, daß die Regierungsstellen noch nicht in der Lage waren, eine Zielplanung für das Gebiet zu erstellen, in dem unser Team arbeitet. Es hat bisher einfach an qualifizierten Planern gefehlt. Aber in diesen Wochen beginnt ein interministerieller Stab mit solchen Planungsaufgaben für das ganze Land, das in verschiedene Entwicklungszonen aufgeteilt wird. Das Gwembe-Tal soll dabei vorrangig behandelt werden. Die Gossner Mission wurde gebeten, ein Mitglied ihrer Gruppe in diesen Planungs-Stab nach Lusaka zu entsenden.

Aus diesen Bemerkungen wird schon deutlich, daß im Ansatz vermieden werden soll, daß auf dem neuen Arbeitsgebiet Projekte der Gossner Mission entstehen. Die Initiative der afrikanischen Partner wird schon von Anfang an bei der Planung ausschlaggebend sein. Die Gossner Mission wird beratend und begleitend daran teilnehmen und helfen, daß das Gwembe-Tal nicht unter einer Engführung der bloß technischen Entwicklung leidet. Die andere Seite des Experiments – die Gruppenarbeit – scheint außerordentlich interessant zu werden. Alle Mitarbeiter wohnen zusammen in einem ehemaligen Lager für Straßenarbeiter. Die

Gruppe vergrößerte sich Anfang Juni 1971 durch die Ankunft von drei weiteren Mitarbeitern, so daß die Gesamtzahl jetzt auf sieben angewachsen ist. Dazu kommt, daß eine der Ehefrauen – Frau Köhpcke – mit Genehmigung der Behörden anfängt, einen Gesundheitsdienst für Kleinkinder einzurichten.

Besonders während des Besuchs der Missionsleitung fanden in der Gruppe lange und leidenschaftliche Diskussionen statt, in denen die Arbeit der Gruppe und jedes einzelnen besprochen wurde. Eine ständige gegenseitige Information verhindert kurzschlüssige Aktionen, bremst Ungeduld und vergleicht die Erkenntnisse der Experten mit den allgemeinen Notwendigkeiten.

Nach innen sowohl als auch nach außen heißt das Stichwort: Zusammenarbeit. Weder der Theologe noch der Landwirt, weder die Kirchen noch die Regierungsbehörden können je für sich allein etwas ausrichten, sondern nur im Zusammenspiel aller vorhandenen Kräfte werden die Bewohner des Gwembe-Tals eine Chance für die Zukunft bekommen.

Auf diese Weise sind keine schnellen Ergebnisse statistisch nachweisbar, aber eine gesunde Entwicklung ohne Hast und Zeitdruck ist wohl wichtiger. Das erste Arbeitsvorhaben unserer Gruppe in Zambia ist ein Bewässerungsprojekt in Siatwinda, das in diesen Monaten technisch abgeschlossen wird. Ob es »erfolgreich« wird, ist noch abzuwarten, denn es muß sich erst zeigen, wie die 32 Siedler mit der neuen Situation fertigwerden. Inzwischen sind schon viele neue Ideen in der Diskussion. Wir müssen herausfinden, welche davon den Bewohnern des Tals einsichtig sind und also angenommen und durchgeführt werden.

Bei dem Zusammenspiel der vorhandenen Kräfte spielt die Vereinigte Kirche von Zambia eine wichtige Rolle. Noch ist sie allerdings sehr mit sich selbst beschäftigt und der Weg, zu einer »Kirche für andere« zu werden, wird mühevoll sein. Die bisherigen Gespräche und Verhandlungen mit den Vertretern der Vereinigten Kirche haben zum Ziel gehabt, die Christen zu aktivieren und zu ermuntern, damit neben dem Regierungsprogramm im Gwembe-Tal gleichzeitig eine Evangelisationsbewegung in Gang kommt. In der Kohlenmine Maamba errichtet die katholische Kirche ein Arbeitszentrum; eine Zusammenarbeit mit der Gossner Mission scheint dort möglich und notwendig zu sein. Sbg.

Unsere Photos zeigen die neuen Mitarbeiter der Gossner Mission in Zambia, von links nach rechts: Friedrich Clemens, Isaac Krisifoe, Rolf-Friedrich Bredt und der Afrikaner Gray Malyenkuku.



Gossner Mission in Kenya

Fortschritte in Nakuru

Während der ersten Jahreshälfte 1971 hat die Arbeit in Nakuru erfreuliche Fortschritte gemacht.

Im Januar konstituierte sich unser neuer Vorstand, nachdem Nakuru bis dahin dem entsprechenden Komitee für Nairobi unterstand.

Die Mitglieder des Komitees kommen aus den Bereichen, in denen wir mit unseren Programmen tätig sind oder werden: Kirchen, Industrie, Verwaltung, Gewerkschaften, Sozialarbeit und Erwachsenenbildung. Mit Ausnahme des norwegischen Beraters der Erwachsenenbildung und meiner selbst sind alle übrigen zwölf Mitglieder Afrikaner, davon zwei Frauen.

Das neue Gremium unter Vorsitz von Mr. Musa Musiga, Personalchef bei »Union Carbide«, dem fortschrittlichsten Betrieb am Ort, hat von Anfang an beachtliche Initiative entwickelt, wie sich u. a. an den Programmen und Veranstaltungen zeigt, die wir seit Beginn des Jahres durchgeführt haben.

Am 6./7. März fand die erste örtliche Industrietagung statt. Als Thema hatten wir »Effective Supervision« (Wirksame Aufsicht) gewählt, nach dem Titel einer gleichnamigen Broschüre, die als erste ihrer Art in Kenya vor etwa zwei Jahren von unseren Mitarbeitern in Nairobi veröffentlicht worden ist. Damit waren vor allem Meister und Vorarbeiter aus den örtlichen Betrieben angesprochen. Das Echo war überwältigend. Fünfundsiebzig Anmeldungen flatterten ins Haus, neunundsechzig Teilnehmer kamen. Der Parlamentsabgeordnete für Nakuru hatte den Vorsitz übernommen, die Referate hielten Freunde der Arbeit aus Nairobi. Vier Arbeitsgruppen befaßten sich mit Einzelproblemen. Filme zum Thema und eine Bibelarbeit am Sonntagmorgen unterbauten die Thematik. Wie populär dieser Auftakt war, zeigt sich an der Art und Weise, wie wir seither von den Teilnehmern innerhalb und außerhalb der Betriebe begrüßt werden. Ihre Standardfrage: »Und wann macht Ihr die nächste Tagung?« Zu den erfreulichen Folgen zählt ferner, daß einige Betriebe das Thema in internen Sitzungen aufgegriffen und praktische Vorschläge zur Verbesserung bestimmter Probleme erarbeitet haben.

Um das günstige Klima auszunützen, luden wir die Vorgesetzten dieser Leute gegen Ende des Monats zu einem Arbeits-Essen ein. Hier sah das Bild bezeichnenderweise anders aus: Von den zwölf erschienenen Herren waren neun Europäer. Wir stellten ihnen unsere Arbeit und die in ihr wirksamen Grundsätze von Urban Industrial Mission unter Zuhilfenahme einiger Schaubilder im Zusammenhang dar. Für die meisten Beteiligten war das eine völlig neue Sache, und es entspann sich eine lebhafte Diskussion. Uns ging es vor allem darum, verschwommene oder gar unzutreffende Vorstellungen zu klären und herauszufinden, welche Erwartungen von dieser Seite an uns herangetragen würden. Das

kam auch ziemlich bald heraus: Hilfe in der Ausbildung industriellen Nachwuchses — eine Aufgabe, die sich die Industrie in Kenya bisher weitgehend erspart hat, da keine gesetzliche Regelung sie dazu nötigte. Erst jetzt laufen entsprechende parlamentarische Vorbereitungen an, die zum Aufbau einer betrieblichen Lehrlingsausbildung unter Abschluß regulärer Lehrverträge usw. führen sollen. —

Da der nationale Christenrat in diesem Jahr im Rahmen seiner Konferenz- und Trainingsarbeit die Frage nach dem Beitrag der Kirchen zur Entwicklung des Landes systematisch zu behandeln begonnen hat, boten wir den Nakuru-Mitgliedskirchen am 19./20. Juni eine Wochenendtagung zum gleichen Thema an. Mit fünfunddreißig Anmeldungen und neunundzwanzig Dauerteilnehmern war die Gruppe zwar kleiner, aber das kam andererseits dem Arbeitsklima zugute. Schließlich war es das allererste Mal, daß sich die afrikanischen Pfarrer und ihre Kirchenältesten genötigt sahen, sich gedanklich mit den weltlichen Fragen der nationalen Entwicklungspolitik auseinanderzusetzen, sich selbst und ihre kirchliche Existenz mit der gesellschaftlichen Situation in Zusammenhang zu bringen.

Deshalb war die Tagungssprache auch Suaheli, um jedermann eine ungehinderte Beteiligung an den Diskussionen zu ermöglichen. Unter den Referenten befanden sich u. a. Henry Okullu der Herausgeber der bekannten und geachteten christlichen Monatszeitung »Target« (Ziel), und der am 1. Mai neu ernannte Regierungspräsident (Provincial Commissioner) der Rift Valley Province, Mr. I. Mathenge. Auch hier äußerten sich die Teilnehmer sehr positiv, nachdem zunächst einige Vorbehalte gegen die Beschäftigung mit einem derartigen Thema bestanden hatten.

Neben dieser Tagungsarbeit sind die praktischen Schritte nicht zu kurz gekommen. Unter Leitung Mary Wemes, unserer tüchtigen Sozialarbeiterin, hat die Arbeit der Frauengruppe, die sich mit der Herstellung von Artikeln für den Touristenmarkt beschäftigt, solchen Aufschwung genommen, daß es gerechtfertigt erschien, nach einer eigenen Verkaufsmöglichkeit Ausschau zu halten. Nach längeren Verhandlungen mit verschiedenen Partnern, gestattete das Management des »Stag's Head Hotel« die Einrichtung eines kleinen Ladens, den wir im Boutique-Stil ausgestattet und seither täglich geöffnet haben. Verkäuferin ist ebenfalls eine Afrikanerin, die damit ihre kärglichen Einkünfte aufbessert. Am wichtigsten ist freilich die Tatsache, daß seit Anfang Juni die Bauarbeiten für das Community Centre begonnen haben. Das ist nach dem langen Hin und Her um die bauliche Konzeption und die architektonische Gestaltung ein entscheidender Schritt auf dem Wege zur vollständigen Verwirklichung des Projekts. Zwölf Firmen reichten ihre Angebote ein, unter denen glückli-

cherweise ein englischer Bauunternehmer aus Nakuru, der sich uns durch die vorzügliche Ausführung der neuen anglikanischen Kirche empfohlen hatte, der billigste war, so daß er den Zuschlag erhielt. Während dieser Bericht in den Druck geht, werden die Verschalungen der Fundamente gezimmert, auf denen im ersten Bauabschnitt ein Laden, zwei Werkstätten, eine Versammlungshalle, zwei Büros, ein Speisesaal und Küche zu ebener Erde, zwei Klassenräume und ein Tagesraum im ersten Stock, der Schlafsaal mit 30 Betten, Toiletten und Waschräumen im zweiten Stock gebaut werden sollen. Wenn alles gut geht, wird der Vizepräsident von Kenya, Mr. Daniel Arap Moi, am 25. September in Anwesenheit von Pfr. Symanowski und Frau Pfr. Springe die Gedenkplakette einmauern, die in Kenya an fast allen öffentlichen Gebäuden dieser Art angebracht zu sein pflegt.

Es wirkt unglaublich, wenn nicht auch Rückschläge zu melden wären. Ende Juni scheidet Henry Ugung'u nach dreizehn Monaten Zugehörigkeit zum Projekt als Mitarbeiter aus. Die Regierung hat ihm einen Posten als District Officer angeboten, mit besserer Bezahlung und Pensionsanspruch. Obwohl er seinem Land an verantwortungsvoller Stelle dienen wird, verlieren wir für unser Projekt einen Mitarbeiter, in den wir ein volles Jahr Vorbereitung und nicht geringe Hoffnungen als möglichen künftigen Leiter der Arbeit investiert haben. Aber auch das gehört zum Auftrag kirchlicher Entwicklungsarbeit: Menschen zu suchen, die fähig und bereit sind, die Arbeit in eigener Verantwortung fortzuführen. Die Zukunft wird zeigen, ob es uns gelingen wird, sie zu finden.

Zurück zu unserem Vorstand, mit dem dieser Bericht beginnt. Auf seiner letzten Sitzung am 22. Juni wählte er aus eigener Initiative einen Arbeitsausschuß, der für die Zeit meines Heimaturlaubs die Dinge in Gang halten soll. Meinen Sie nicht auch, wir hätten Grund zur Hoffnung, daß sie in Gang bleiben werden?

J. Rieß

Neue Krankenpflegestation in Khuntitoli/Indien

Nachdem schon seit mehr als zwei Jahren die Kranken in Khuntitoli — einige hundert pro Woche — in einer sehr provisorischen Unterkunft behandelt wurden, ist jetzt eine feste Station eingerichtet worden. Schwester Ilse Martin besucht von Takarma aus einmal wöchentlich diese Station, die mit einer indischen Schwester besetzt ist. Am 6. Juli 1971 wurde das neue Gebäude eingeweiht. Es enthält neben dem Behandlungsraum auch eine kleine Wohnung für die Schwester. Sogar einige stationäre Patienten können aufgenommen werden. Im Anschluß an den Gottesdienst mußte Schwester Ilse einen Baum pflanzen, der den wartenden Patienten Schatten spenden soll.

70. Geburtstag von Dr. Julius Rieger

Der langjährige Superintendent des Kirchenkreises Berlin-Schöneberg, in dem das Haus der Mission liegt, zugleich der stellv. Vorsitzende unseres Kuratoriums, vollendet am 23. August sein 70. Lebensjahr. Wir sind Gott von Herzen dankbar dafür, daß unser Freund diesen Festtag in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit feiern kann. In den Jahrzehnten seiner Gemeindegemeinschaft in London hat er einen weiten ökumenischen Blick gewonnen. Seine reichen Erfahrungen kommen auch der Gossner Mission zugute, an deren Arbeit er leitend und beratend intensiv Anteil nimmt. Wir danken ihm aus diesem Anlaß sehr herzlich und erbitten ihm Gottes reichen Segen für die Jahre seines tätigen Ruhestandes.

Horst Symanowski 60 Jahre alt

Pfarrer H. Symanowski wird am 8. 9. 1971 60 Jahre alt. Herzliche Segenswünsche aus dem Freundeskreis der Gossner Mission gelten dem »dienstältesten« Mitarbeiter, der seit 1943 jeweils besondere Aufgaben wahrnahm: Zunächst Katechetenausbildung in Berlin und Wohnwagen-Evangelisation im Oderbruch, dann aber Aufbau des Arbeitszentrums Mainz-Kastel, das vor kurzem nach Mainz verlegt wurde. Seit mehr als 20 Jahren ist Horst Symanowski der Frage nachgegangen, welchen Beitrag die Kirche für das Leben in industriellen Ballungsgebieten leisten kann.

Basar der Gossner Mission

Schon heute möchten wir aufmerksam machen auf unseren *Basar*, der am 13. November 1971 stattfinden soll. Wir würden uns freuen, wenn auch in diesem Jahr sich viele durch ihre Mitarbeit und Sachspenden beteiligen. Schöne Handarbeiten und gebastete kunstgewerbliche Arbeiten finden hier in Berlin ihre Abnehmer. Auch haltbare Lebensmittel werden gerne gekauft. Alle Ihre Gaben sollten bis Anfang November bei uns eingegangen sein.

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto Hannover 1083 05

Wir suchen für dieses Mitteilungsblatt neue Leser!

Geben Sie uns bitte Anschriften bekannt.

Ab 1971 erfolgt die Versendung der »Gossner Mission« nur noch an Abonnenten bzw. Spender. Unentgeltlich erhalten Interessierte die vierseitigen »Mitteilungen aus der Arbeit der Gossner Mission«.

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1971/Nr. 3 · Juni

WICHTIGE VERHANDLUNGEN IN ZAMBIA

In der letzten Nummer der Gossner Mission erfolgte der kurze Hinweis, daß die Missionsinspektoren P. Seeberg und Dipl.-Ing. Schwerk demnächst nach Zambia aufbrechen würden. Mitte Mai, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist der Termin ihrer Abreise gekommen. Was ist der Grund dafür?

Es geht in der Tat um wichtige Aufgaben und Verhandlungen, die beide Mitarbeiter wahrzunehmen haben und die für den Fortgang des Gossner-Dienstes im Süden des zentralafrikanischen Landes bedeutungsvoll sind; und zwar in dreifacher Richtung.

1. Unser Vertragspartner, die *Regierung von Zambia*, hat noch nicht klar erkennen lassen, in welchem Umfang und welchem Tempo sie die vielschichtigen Aufgaben an den ca. 50 000 Menschen in Gwembey Valley am Kariba-Stausee in Angriff genommen wissen möchte. Darüber muß mit ihr jetzt intensiv gesprochen werden. Federführend ist das »Ministerium für ländliche Entwicklung«; aber gewiß ist auch das Finanzministerium beteiligt; denn was dort für die ärmsten Menschen des wegen seines Kupferreichtums nicht armen Landes Zambia geschehen soll und muß, wird auch Geld kosten. Unsere Brüder bringen Überlegungen, Vorschläge und Pläne für die Verhandlungen mit, die im Missionshaus sorgsam erwogen wurden. Möchte ein guter Geist die Beratungen in der Hauptstadt Lusaka erfüllen und möchte es in die Zukunft führende Beschlüsse geben! Wenn diese Mitteilungen nicht erst in die Hände der Gossner-Freunde gelangen würden zu dem Zeitpunkt, da ihre Rückkehr um den 20. Juni schon bevorsteht, würde ich sagen, wir sollten ihrer in besonders herzlicher Erinnerung gedenken.

2. Der Verbündete unseres Dienstes in Zambia ist die »Vereinigte Kirche« des Landes. Schottische, Kanadische, Pariser und Methodistische Missionare haben an ihrer Entstehung mitgewirkt. Ihr hat die Gossner Mission den Vorschlag gemacht, unsere Bemühung um die Menschen des Gwembey-Tales, die nur zu einem geringen Teil Christen sind, zu begleiten durch eine länger angelegte evangelistische Arbeit. Wir möchten ja dem Heil und dem Wohl, dem Wohl und dem Heil der Tongas dort am großen See zugleich gedient sehen. Es ist aber die ureigene Aufgabe der autonomen Kirche des Landes, jenen Menschen dort die Herrlichkeit Jesu Christi zu bezeugen. So werden die Missionsinspektoren der Gossner Mission auch mit der Leitung der »United Church of Zambia« ernste und dringliche Verhandlungen zu führen haben, wie sie — oder auch noch andere christliche Kirchen des Landes — in den nächsten Jahren und Jahrzehnten einen unerläßlichen Teil in der großen Gesamtaufgabe übernehmen können. Dafür sind ebenfalls Vorschläge im Missionshaus erarbeitet. Auch hier erhoffen wir Einmütigkeit in den Besprechungen und Erkenntnis der Wege zur Verwirklichung des notwendigen Dienstes.

3. Es ist gut, wenn die Besuchsreise unserer Inspektoren in einen Zeitpunkt fällt, wo gerade unsere 2. Zambia-Gruppe im Land eintrifft, nachdem ihre Aussendung am 4. April in einer der deutschen Auslandsgemeinden stattgefunden und sie sich wenige Tage später in Rotterdam eingeschifft hatte. Das Zusammenwachsen der beiden Gruppen und die Verteilung der Aufgaben ist wichtig, obwohl auch für die Neuankömmlinge — Familie Clemens, Ehepaar Crisifoe und Landwirt Bredt — sehr bald das Erlernen der Tonga-Sprache im Vordergrund stehen wird. Es wird also eine Fülle interner Beratungen und Überlegungen in der Gossner-Dienstgruppe mit den Brüdern Seeberg und Schwerk geben, und besonders P. Kribel wird froh sein, ihre Anwesenheit und Bereitschaft zu Gespräch und Rat so intensiv wie nur möglich auszunutzen.

Das ist nur das Wichtigste! Eine Menge anderer Kontakte wird sich ergeben, die insgesamt alle Kraft erfordern, besonders wenn P. Seeberg zum ersten Mal das neue Arbeitsfeld der Gossner Mission in Afrika kennenlernt.

Wir sind gespannt, vom Ergebnis ihrer beider Reise zu hören. Möchte sie Klarheit bringen über einige gute, wenn auch nur kleine Schritte in die Zukunft der vor 11 Monaten begonnenen neuen Arbeit im Herzen Afrikas, des heute aus vielen Wunden blutenden Kontinents.

Mitte Mai 1971

C. Berg

PS.

Noch vor Pfingsten trafen Ende Mai die ersten Nachrichten von Missionsinspektor Seeberg aus Kinshasa (Kongo) in Berlin ein. Sie berichteten wohl auch von manchen Verkehrsungelegenheiten, wie sie ein Indien- oder Afrika-Reisender gewärtigen muß. Vor allem aber war der starke Eindruck spürbar, den er und Dr. Paul Singh vom Besuch der »Kimbanguisten-Kirche« empfangen hatten. Das Oberhaupt dieser jungen afrikanischen Kirche mit 3 Millionen Gliedern in zehn Staaten des Kontinents hatte unsere Freunde zu einem langen Abendgespräch empfangen und ihnen vom Leben und den leiderfüllten kurzen Jahrzehnten seit Entstehen dieser Kirche erzählt, die ohne Missionstätigkeit von Übersee entstand und ihre innere Kraft gewonnen hat. Auf die Frage der Unseren, wieviele im missionarischen Dienst der Kirche ständen, habe Seine Eminenz schlicht und ein wenig stolz geantwortet, alle Gemeinden der Kimbanguisten-Kirche seien Träger der Mission. Ich denke, wir werden in einer der nächsten Nummern einige sehr interessante Streiflichter des Erlebten von Herrn P. Seeberg erhalten.

Ein Vierteljahr in Durgapur

Drei Monate Mitarbeit am Pastorenkurs des Ecumenical Social and Industrial Institute (E.S.I.I.) in Durgapur waren für mich nicht nur ein Erlebnis in einem fernen Land. Es war zugleich ein Eindringen in die Probleme, den Sorgen und Schwierigkeiten in der Entwicklung des modernen Indiens. Zunächst war ich schockiert über die große Armut, die sozialen Gegensätze und die politischen Spannungen in Kalkutta und Durgapur. Durch die Arbeit, die dort getan wird, lernte ich aber auch, was christliche Hoffnung sein kann, wenn man sie praktiziert und einfach Aufgaben im städtischen und industriellen Bereich anpackt. Ich habe auch gesehen, daß es Chancen und Möglichkeiten gibt, die indische Gesellschaft voranzubringen — ganz im Gegensatz zu der Resignation, die sich bei uns leicht breit macht, wenn wir über Indien reden.

Weil das mit der Liebe Gottes zu seiner Welt zusammenhängt und die Christen aufgefordert sind, durch ihre Mitarbeit in der Gesellschaft ein Zeugnis davon abzulegen, darum gibt es das E.S.I.I. in Durgapur. Nachdem der Gründer, Kenyon E. Wright, nach England zurückgekehrt ist, wird es von Indern in gleicher Weise fortgeführt.

Durgapur ist der richtige Ort für eine solche Arbeit, weil diese Stadt vor 20 Jahren mit ca. 50 verschiedenen Industriebetrieben in den Dschungel gebaut wurde. Hier hat man die Vision des modernen Indiens, aber man steht auch zugleich den Problemen gegenüber, die sich aus dieser neuen Situation ergeben. Es ist kein geschlossenes Gebiet, hat viele freie Flächen zwischen den Siedlungen und Betrieben. Mich erinnerte die Stadt an Salzgitter. Neben der Arbeitslosigkeit und den Slums ist die Kommunikation das Hauptproblem. Es gibt zu wenig Busse und Telefone. Aber noch wichtiger sind an diesem Ort die sozialen und politischen Spannungen. Durch den Wahlkampf wurde das besonders deutlich sichtbar. Streiks und Aussperrungen sind sehr häufig. Die Kommunisten-Marxisten (CPI-M) sind die stärkste politische Kraft. Für mich war das ein Anschauungsunterricht für die Bewegtheit und Schmerzhaftigkeit einer beginnenden Industrialisierung, wie wir sie in Deutschland vor 150 Jahren hatten.

Auf diesem Hintergrund übten im diesjährigen Drei-Monate-Kurs 14 Teilnehmer aus allen Teilen Indiens und aus verschiedenen Konfessionen, meistens Pastoren, Möglichkeiten neuer Mission. Im Mitarbeiterteam arbeiten drei junge Sozialwissenschaftler, Sudhakar Ramteke, Rajan Robert und Alexander Devasunder. Die Seminarleitung hatte Paul Siromoni, der in der Industrial Mission in Bangalore arbeitet. Ich war der einzige Theologe. Wir versuchten zu zeigen, wie sich die Gesellschaft verändert und welche Herausforderung dies an die Kirche ist. Mission bedeutet nicht mehr bloße Wortverkündigung, sondern Mitarbeit an den Fragen der Gesellschaft. Besonders für Indien mit 2 1/2 Prozent Christen heißt das, mit anderen nichtchristlichen Gruppen zu kooperieren. Mein

Beitrag war dabei, die theologischen Fragen mit der Gruppe zu diskutieren und Informationen über die Industrie- und Sozialarbeit sowie die gesellschaftliche und politische Situation in Deutschland zu geben. Wir übten auch mit den Gruppen neue Gottesdienstformen ein.

Begleitet wurde dieser Unterricht durch praktische Anschauung. Referenten der Industrie, von den Gewerkschaften und von anderen Gruppen und Organisationen der Gesellschaft wurden eingeladen, verschiedene Betriebe besichtigt. Um Arbeit in Großstädten kennenzulernen, hielt sich die Gruppe 10 Tage in Kalkutta auf. Dort geschieht, vom E.S.I.I. ausgehend, ein Dienst in den Slums, der die Menschen zur Selbsthilfe anregt. Es geht um Arbeitsbeschaffung, um Schulen, sanitäre Anlagen, Wasser- und Straßenversorgung und um Fragen der Stadtplanung. Das Team dort arbeitet vorzüglich. Es ist ein Konsortium entstanden, das sich aus den verschiedensten Organisationen zusammensetzt. Die Kirche ist nur eine unter vielen Gruppen.

Es gibt neben Durgapur und Kalkutta bereits Teams in Nagpur, Madras, Bangalore und Coimbatore und an anderen Plätzen. In Ranchi soll jetzt, angeregt durch das E.S.I.I., eine entsprechende Arbeit entstehen. Ich war mit Mr. Ramteke auf einer Tagung im theologischen College, die Dr. Nirmal Minz von der Gossnerkirche leitete, bei der ein Anfang gemacht wurde.

Sicher geht es weiter. Es ist ein neuer Weg von Mission, der sichtbar macht, daß das Evangelium ganz konkret der Welt und damit der Gesellschaft von heute gilt.

Max Gutknecht-Stöhr, Industriefarrer in Hamburg
(Ehem. Teilnehmer des »Seminar für Kirchl. Dienst in der Ind.-Gesellschaft« im Gossner-Haus Mainz.)

Rückkehr von Direktor Dr. Singh

Nach seinem Bericht über die Missionsarbeit der Gossner-Kirche vor dem Kuratorium am 21. April in Mainz hat Paul Singh in Hannover und Lippe, Westfalen, Württemberg und Ost-Berlin Besuche abgestattet und die evangelistischen Aufgaben der indischen Kirche erläutert. Zuvor hatte er Mitte April im Gossner-Saal des Missionshauses zu den Gossner-Freunden in Berlin gesprochen.

Auf dem Rückflug nach Indien wird er vom 15.—25. Mai, von P. Seeberg begleitet, die »Kimbangisten-Kirche« im Kongo besuchen — durch Vermittlung des Ökumenischen Rates in Genf. Diese Kirche des großen afrikanischen Landes ist ohne Missionsarbeit von außen kraftvoll und unter Leiden zu Millionenstärke herangewachsen — ein Wunder des Heiligen Geistes! Der Missionsdirektor der indischen Kirche darf von diesem Besuch lebendige Eindrücke und Anregungen für den eigenen Dienst in der Heimat erwarten.

Drei Monate zu Besuch in Takarma

Der Kirchenkreis Takarma besteht seit rund 100 Jahren. In den 50 Gemeinden, die auf einem Gebiet von 50 mal 30 qkm verstreut liegen, arbeiten lt. Angaben von 1969 6 indische Pastoren, denen 43 Katechisten zur Seite stehen, um die 3713 christlichen Familien zu betreuen. Neben Kirche und Schulen hat Takarma eine Dispensary, die vor 4 Jahren von Schwester Ilse Martin wieder neu eingerichtet worden ist.

●st 20 Jahre ist es her, seit ich im Gossnerhaus in Berlin den Namen Ilse Martin zum erstenmal hörte. Aus zahlreichen Berichten habe ich dann im Laufe der Jahre von ihrer Arbeit erfahren; im Oktober 1969 habe ich während eines eintätigen Aufenthalts in Takarma die Dispensary gesehen. Und dennoch: erst jetzt bei meinem langen Aufenthalt in Takarma habe ich die schwere Bürde ihres Dienstes und den Segen, der auf ihrer Arbeit ruht, erlebt.

Täglich behandelt Schwester Ilse, unterstützt von dem alten indischen Pastor, einem indischen Pfleger und indischen Hilfsschwestern, 100–150 Patienten. Manche von ihnen legen viele Kilometer lange Strecken zurück, um von ihr Rat und Hilfe zu empfangen. Von den stationär zu Behandelnden können höchstens 40 in den Schlafsälen und auf den Veranden der Dispensary und im Krankenzimmer des alten Hauses untergebracht werden. Christen, Hindus verschiedener Kasten und Moslems liegen hier Bett an Bett, und alle erfahren die gleiche fürsorgliche Betreuung.

●chwester Ilse's Dispensaryarbeit fängt an, wenn die Sonne aufgeht, und wenn es dunkel wird, ist ihre Arbeit oft noch nicht beendet. Ihre Nachtruhe wird unterbrochen, wenn Schwerkranken Hilfe brauchen, und es vergeht kaum ein Sonntag, an dem sie nicht zu einem Kranken gerufen wird, besonders seit sie einen Jeep hat. Schwester Ilse fährt ihren Jeep, als wäre sie ihr Leben lang Driver gewesen. Dabei erfordert das Fahren auf den Straßen, die zum Teil in sehr schlechtem Zustand sind, vom Fahrer viel Geschick und Mut.

Beglückend und rührend ist es zu sehen, wie Christen und Nichtchristen mit erhobenen Händen und leuchtenden Augen grüßen, wenn Schwester Ilse im weißen Jeep mit dem roten Kreuz durch die Dörfer fährt.

Neben der Betreuung der Kranken hat Schwester Ilse die Aufgabe übernommen, auch in anderen Gemeinden Dispensaries einzurichten. Eine Hilfsstation, die von einer indischen Christin geleitet wird, besteht in Khuntitoli. Um der indischen Schwester die noch notwendige Hilfe zu leisten, fährt Schwester Ilse einmal

wöchentlich nach Khuntitoli. Auch hierher kommen die Kranken oft von weit her, obschon viele von ihnen einen kürzeren Weg in eine staatliche Heilstätte hätten. Schwester Ilse und ihre Mitarbeiterin arbeiten hier unter unvorstellbar primitiven Verhältnissen. Es ist ein Glück, daß in Khuntitoli nun bald ein kircheneigener Raum zur Verfügung stehen wird, der die Arbeit erleichtern und auch eine stationäre Behandlung ermöglichen wird. Die Einrichtung weiterer Dispensaries liegt Schwester Ilse am Herzen, denn das Elend, das durch Krankheiten verursacht wird, ist groß. Für die Leitung und die Arbeit in den Dispensaries braucht man geeignete Kräfte. Hieraus ergibt sich für Schwester Ilse eine weitere Aufgabe: indische Schwestern und Pfleger für diesen Dienst zu gewinnen und weiterzubilden.

Es ist leicht zu erzählen, was an sichtbarer Arbeit geleistet wird. Unmöglich scheint es mir, von der unsichtbaren Arbeit zu sprechen, die dieser sichtbaren vorangeht, und von dem Ringen um Kraft, den Dienst am Menschen so zu erfüllen, daß er beiden zum Heil gereicht: dem, dem der Dienst gilt, und dem Dienenden selbst.

Schwester Ilse in Takarma und Schwester Monikt in Amgaon sind die einzigen deutschen Schwestern, die im Auftrag der Gossnerkirche noch in Indien arbeiten: Schwester Ilse selbständig, Schwester Monika schon unter Leitung eines indischen Arztes. Beide Schwestern sind sich dessen bewußt, daß sie über kurz oder lang ihre Tätigkeit in Indien werden aufgeben müssen. Und beide halten es für richtig, daß die Gossnerkirche in Indien ihre Probleme und Aufgaben ohne auswärtige Hilfe selbständig lösen will.

Bei Gesprächen mit Indern habe ich oft erfahren, wie empfindlich und leicht verwundbar oft gerade die sind, die sich für die Entwicklung ihres Volkes verantwortlich fühlen. Sie suchen in jeder Hilfe, einerlei auf welchem Gebiet, nach dem Motiv der Hilfe. Sie argwöhnen im fremden Helfer den Satten, Selbstüberheblichen, der aus eigennützigen Beweggründen von seinem Überfluß dem »armen Unterentwickelten« etwas abgibt. Wenn die Mitarbeiter der vielen Hilfsaktionen den Empfangenden durch die Art ihres Helfens nicht davon überzeugen können, daß letztlich sie nicht die Gebenden sind, sondern nur Werkzeuge der Liebe, die sie selbst empfangen haben und die allein alle Menschen verbinden kann, dann geben sie Steine statt Brot. Und diese Steine werden sie selbst treffen.

Takarma liegt 120 km südwestlich von Ranchi. Die letzte Wegstrecke führt über einen kahlen Felsen. Auf der weiten steinigen Fläche steht ein Baum. Woher nimmt er die Kraft zum Wachsen? Dieser Felsen ist für mich zum Symbol geworden. Die »große Liebe« nenne ich ihn.

Anna Sehl

Die Gossnerkirche hat Gemeinden in Westbengalen

In den Tagen, da diese 3. Nummer der »Gossner-Mission« für den Druck eiligst fertigzustellen ist, häufen sich Tag für Tag die Schreckens-Nachrichten und Elendsbilder aus dem indischen Bundesstaat Westbengalen in Verfolg der unsagbaren pakistanischen Tragödie: 3 Millionen Flüchtlinge! Eine andere Nachricht spricht schon am nächsten Tag von 4 Millionen. Wer weiß es eigentlich genau? Hunderte an Cholera Erkrankte, bald sind es Tausende von Toten, dahingerafft von dieser Seuche, die unter den Ausgehungen, von der Angst zur Flucht Getriebenen, in primitiven Unterkünften Hausenden eine schreckliche Ernte hält. Meist hilflose Opfer von Machtkampf und Brutalität, Panik und menschlicher Erbarmungslosigkeit; ein Meer von Blut und Tränen!

Der Monsun ist jetzt mit ganzer Kraft in Nordindien ausgebrochen, die Hilfsmaßnahmen der reichen und mächtigen Nationen haben den Kampf mit der Not wohl zu spät begonnen. Die Hilfsmöglichkeiten Indiens sind offenkundig überfordert. Menschenleben gelten wieder einmal nichts in einer Welt, die Humanität fordert, von ihr tiefsinnig redet und schreibt. Die Klagen Hiobs sind neu anzustimmen und Gottes Erbarmen ist anzurufen!

In diesen Blättern sollen die Freunde der Gossner Mission nur daran erinnert werden, daß die Gossnerkirche Indiens in diesem vom Leid überströmten Bundesstaat Gemeinden hat, derer in großer Anteilnahme von uns gedacht werden sollte. Der Distrikt *Purulia*, wo vor Jahrzehnten einst Missionar *Diller* und später seine Tochter *Schwester Anni Diller* an seiner Seite einige Zeit wirkte, gehört zu Westbengalen. Die Synode (Ilaka) *Purulia* gehört zum Südost-Anchal der Gossnerkirche. Wir mögen auch der großen Aussätzigen-Arbeit vor den Toren der Stadt gedenken, der Gründung eines Gossner-Missionar, die im Ersten Weltkrieg von den Anglikanern übernommen und von ihnen bis heute weitergeführt wird. Und im Gebiet von *Midnapur* arbeitet die Gossnerkirche seit Jahren intensiv auf einem Missionsfeld, deren kleine Gemeinden sowohl Herr Pastor Seeberg wie auch ein Jahr später ich selber besucht haben. Jener Tag mit der kleinen Schar, die sich zum Gottesdienst, zur Abendmahls- und Tauffeier versammelte, ist mir noch unvergeßlich in der Erinnerung; und die Bilder der langen staubigen Straßen dorthin, die erwartungsvollen Gesichter der Katechisten und jungen Christen in den schlichten Hütten, die lange auf Rev. Tiba und mich gewartet hatten, sie werden wieder wach, wenn jetzt Tag für Tag vom Land Bengalen die Rede ist. Und schließlich lebt in der notvollen Millionenstadt *Calcutta* eine tapfere, über die Riesenstadt verstreute Gemeinde der Gossnerkirche. Wie könnten ihre Glieder nicht gefordert sein, sich dem Strom des Elends entgegenzustellen und Opfer zu bringen. Nein, die Gossnerkirche ist nicht unverschont von dem Unsagbaren, was in diesen Wochen und Monaten im Osten des Indischen Subkontinents geschieht in einer riesigen Todesernte.

Im Missionsfest-Gottesdienst am Trinitatis-Sonntag im Hannoverischen wurde ich gefragt, ob auch die Gossnerkirche von der Flüchtlingsflut in Westbengalen berührt werde und Not zu lindern habe. Ich antwortete vorsichtig, ich könne es mir nicht anders denken, als daß es in der Tat so sei. Seit langem wurde daraufhin in Bad Nenndorf keine so hohe Missions-Kollekte zusammengelegt. Wer es den Freunden der Gossnerkirche dort gleichtun will, bezeichne den Gaben-Abschnitt an die Gossner Mission kurz mit dem Hinweis: Für Linderung der Flüchtlingsnot in den Gossner-Gemeinden Bengalens. So mag unser Gedenken und unsere Fürbitte sichtbaren Ausdruck finden! Beides ist wahrhaftig not, wenn unser Herz nicht steinern ist.

C. Berg

Schwester Monika Schutzka/Amgaon

wird Ende Juni nach fünfjährigem Dienst im Hospital der Gossner-Kirche zu ihrem Heimaturlaub aus Indien nach Deutschland aufbrechen. Das Kuratorium erwartet sie zur Berichterstattung am 6. Oktober in Berlin. Ob sie erneut ausreisen wird, ist noch ungewiß.

Dr. Thomas Dell

ist wohlbehalten aus Ranchi zurückgekehrt und hat dem Kuratorium seinen Abschlußbericht erstattet. Bischof D. Scharf als dessen Vorsitzender hat unserem Mitarbeiter den herzlichen Dank für seine mehrjährige Lehrtätigkeit am Gossner College ausgesprochen. Nach seinem Ausscheiden aus unserem Dienst wird Dr. Dell eine akademische Lehrtätigkeit in Heidelberg aufnehmen.

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto Hannover 1083 05

Wir suchen für dieses Mitteilungsblatt neue Leser!

Geben Sie uns bitte Anschriften bekannt.

Ab 1971 erfolgt die Versendung der »Gossner Mission« nur noch an Abonnenten bzw. Spender. Unentgeltlich erhalten Interessierte die vierseitigen »Mitteilungen aus der Arbeit der Gossner Mission«.

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1971/Nr. 2 · April

KURZMELDUNGEN

Zambia-Arbeit: Landverteilung

35 Siedler mit Parzellen von je 1,5 acres (0,6 ha) werden auf dem Areal des Versuchsgeländes für Bewässerung in Siatwinda mit den Feldarbeiten beginnen, nachdem die Anlagen für die Wasserspeicherung fertiggestellt worden sind. Die Auswahl der Siedler wurde von einem örtlichen Komitee vorgenommen, dessen Vorsitzender der Häuptling der betroffenen Region ist, da der Andrang an Bewerberinnen weit höher lag als die Aufnahmekapazität des Geländes. Eine Erweiterung der kultivierbaren Fläche ist vorgesehen.

Besuche

Dr. Gustav-Adolf Krapf, persönlicher Berater des Präsidenten Kaunda, hielt sich im Februar für wichtige Grundsatz- und Planungsgespräche mit der Missionsleitung drei Tage in Berlin auf. Die Beratungen sollen anlässlich des Besuchs von Pastor Seeberg und Dipl.-Ing. Schwerk im Mai in Lusaka fortgesetzt werden.

Am 12. März hat der Botschafter von Zambia in der Bundesrepublik, S. Exz. Moto Nkama, die Gossner-Mission in Berlin besucht. Es gab einen lebhaften Meinungsaustausch über gemeinsam interessierende Fragen.

Indien: Wie teuer ist ein Krankenhaus?

Das Missions-Hospital in Amgaon ist klein und liegt abseits, aber vielen unserer Freunde in Deutschland ist es seit Jahren gut bekannt. Es hat etwa 60 Betten, dazu etwa jährlich 25 000 ambulante zu behandelnde Patienten. Es dürfte interessant sein zu erfahren, mit welchen Kosten eine solche Institution jährlich zu rechnen hat. Hier sind die Zahlen aus der Abrechnung des Jahres 1970:

Gesamtausgaben	DM 107 000,-
davon Gehälter	DM 30 000,-
Medikamente	DM 18 000,-
Zuwendungen	
an Patienten	DM 10 000,-
laufende und einmalige Sachkosten	DM 49 000,-

Bei den Gehältern ist zu berücksichtigen, daß hier die Aufwendungen für zwei Ärzte, mehrere Krankenschwestern und zahlreiche Arbeiter zusammengefaßt sind.

Ein Drittel der benötigten Mittel wird in Indien aufgebracht, während zwei Drittel aus Deutschland kommen; dazu das Gehalt für die noch dort arbeitende deutsche Krankenschwester Monika Schutzka.

Nepalbericht

von P. Schmiediche

Von Ende 1963 bis Mitte 1970 hat der junge Tropenlandwirt in der Vereinigten Mission Nepals mitgearbeitet, ihr von »Dienste in Übersee«, Stuttgart, als Fachkraft zur Verfügung gestellt. Einen Kurzbesuch Schmiediches bei seiner Mutter in Berlin ausnützend, bat die Gossner-Mission ihn zu einem Informationsabend in den Gossner-Saal, wo ihre zahlreichen Freunde am 23. Februar einen lebendigen Eindruck in Wort und Bild von den Aufgaben und Arbeitsmöglichkeiten im Himalayaland empfingen. Einige Streiflichter aus dem Vortrag und der Diskussion seien wiedergegeben:

Seit zwei Jahrzehnten etwa ist das Land im Erwachen, und das Tempo der Wandlungen erfährt auf allen Gebieten eine rasche Beschleunigung: Straßenbau und Bildungseifer, Technik und ärztliche Versorgung, Planungen in der Landwirtschaft und Unterstützung von ausländischen Experten auf den verschiedensten Gebieten machen die Veränderung überall sichtbar.

Die beiden gewaltigen Nachbarn — Indien und China — scheinen in der Entwicklungshilfe für Nepal zu konkurrieren. Argwöhnisch wacht das kleine Land über seine Unabhängigkeit. Da der Hinduismus mit dem Buddhismus Staatsreligion in Nepal ist und die notwendigen Importe nur über die Seeverbindungen Indiens — vor allem Calcutta! — möglich sind, scheinen die Bindungen an den südlichen Nachbarn fester und tiefer zu sein. So darf man auf eine weitere friedliche Entwicklung für den »Zwerg zwischen den beiden Riesen« hoffen. Eine belastende koloniale Vergangenheit hat es gottlob für Nepal nicht gegeben.

Vom leiblichen Hunger und Verhungern sollte man im Blick auf Nepal mit seinen 10 bis 11 Millionen Menschen nicht sprechen, meinte der Vortragende. Die Ernährung ist für viele allerdings kärglich und vor allem einseitig vitaminarm. Gemüse- und Obst-anbau mit seinen vielen Möglichkeiten zu lehren, ist die entscheidende landwirtschaftliche Aufgabe.

Von den ein bis zwei Millionen Auslands-Nepalesen, die allermeist in Nordindien leben (Zentrum ist Darjeeling) sind etwa 20 000 Christen. Einige brennen darauf, ihrem Heimatland die Botschaft von Christus zu bringen. So existiert eine Gemeinschaft von nicht mehr als 500 Christen in Nepal, die sich auf jährlichen Konferenzen im Glauben an den Erlöser stärkt, einige christliche Gotteshäuser besitzt und in kleinen Gruppen über das Land verstreut ist. Da die christliche Taufe vom staatlichen Gesetz untersagt ist — bei z. Z. milder Handhabung dieser Bestimmung — wächst die kleine Christenheit nur langsam. Entscheidend aber ist, daß sie durch nepalesische Verkündiger und Gottes Geist geleitet und gebaut wird und nicht durch Einsatz und Organisation irgendeiner ausländischen Missionsarbeit. Das ist bedeutungsvoll.

Denn als die »Vereinigte Mission für Nepal« Anfang der fünfziger Jahre von der Regierung zugelassen wurde, erhielt sie eine strikte Begrenzung auf diakonische und soziale Tätigkeit. Jeglicher »Proselytismus« — wie der Staat das verstand — wurde ihr untersagt. So begann sehr rasch Schularbeit und ärztlicher Dienst, ein technisches Zentrum entstand und landwirtschaftliche Demonstrationsprojekte wurden errichtet. Begrenzt in ihrer Tätigkeit wußte sich die Mission in dem bisher verschlossenen Land frei zum Dienst in vielfältiger Richtung.

Er konnte darüber hinaus auf die an ein Wunder grenzende Tatsache hinweisen, daß in der »Nepal-Mission« etwa 130 Mitarbeiter(innen) aus 10 Nationen und den konfessionell verschiedensten Kirchen einmütig und harmonisch zusammenzuarbeiten vermögen. Keine zerrissene Christenheit lebt das Evangelium vor dem Volk Nepals; sie ist aktiv in großer Gemeinsamkeit einer von ihrem Herrn geschenkten Einheit des Glaubens und der Liebe.

Kleiner »Kirchentag« in Nepal

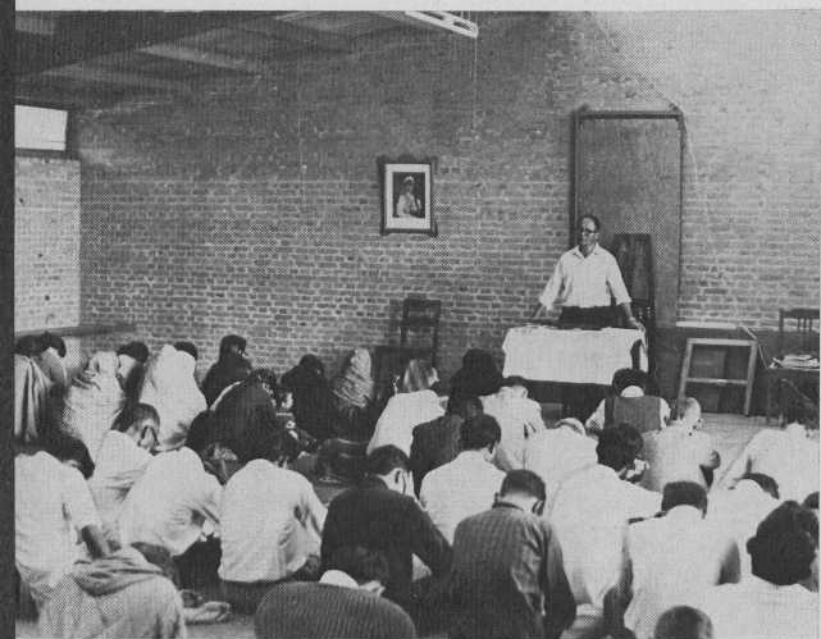
Die Überschrift ist übertrieben und die Anführungsstriche beim Kirchentag sind notwendig, denn es gibt keine Kirche von Nepal, aber es gibt eine ganze Reihe von verstreuten Christengemeinden in diesem Lande, die zunächst auf sich allein gestellt waren, seit 10 Jahren aber einmal jährlich versuchen, gemeinsam Fragen zu erörtern und Pläne zu machen. Das ist ihre Jahreskonferenz.

Die Zusammenkunft Ende 1970 fand in Kathmandu statt. Eine ursprünglich für die Versammlung vorgesehene Kirche erwies sich als zu klein, deshalb zog man um in die nahe Mädchenschule. Es waren mehr als 100 nepalesische Christen zusammengekommen, die fünf Tage lang berichteten und zentrale Fragen erörterten. Ein junger christlicher Gurka-Soldat, der auf Urlaub

in Ost-Nepal weilte, hatte sechs Tage gebraucht, um mit seiner Frau, die das erstmal ihr Heimatdorf verließ, an dieser Konferenz teilzunehmen. Mit ihnen waren hier und da auch Christen aus Indien und aus Europa zu sehen, die in Nepal arbeiten. Es war ein ergreifendes Erlebnis, die Versammlung — schließlich waren etwa 300 anwesend — sich abends in der Halle zusammendrängen zu sehen. Ganz unterschiedliche Menschen trafen sich hier: Studenten, Hausgehilfinnen, Lehrer, Krankenschwestern und Regierungsangestellte. Die große Freude, das Einssein in Christus zu erleben, war deutlich zu spüren. Wohl noch niemals wurden in diesem Lande die nepalesischen christlichen Lieder fröhlicher gesungen.

Das Tagesprogramm begann mit einer Gebetsstunde um 7 Uhr in zwei Gruppen. Daran schloß sich eine Bibelarbeit an. Hier war es besonders Pastor Dawson, ein indischer Evangelist aus Madras, der die Versammlung leitete. Am späteren Vormittag schloß sich die Diskussion um praktische Fragen an. Nachmittags wurden Vorträge gehalten über Evangelisations-Themen, aber auch über die Wirksamkeit der Kirchen in anderen Ländern. Jeden Abend fanden Evangelisationen statt, den Abschluß bildete ein Abendgottesdienst.

Die praktischen Fragen enthielten sehr viele interessante Themen. Zunächst einmal berichteten die Vertreter aus allen Orten von ihren Erfahrungen, daraus konnte man viel lernen über Gottesdienste, Taufen, Verfolgungen und Gebetserhörungen. Dann wurde auch diskutiert, wie man Geldmittel für weitere Evangelisationsreisen in verschiedene Teile des Landes bekommen könnte. Der Plan für den Bau eines Studentenheims in der Hauptstadt wurde erörtert, ebenso ein Bibelkurs im Frühjahr 1971. — Daneben kam die Arbeit der Bibelgesellschaft in Nepal zur Sprache. Die nächste Jahreskonferenz soll Ende 1971 in Pokhara stattfinden.



Zeugnis in der Gesellschaft

Aus einem Brief der Gossner-Mission in der DDR an ihre Freunde
von B. Schottstädt

Einige von Ihnen sind regelmäßige Gesprächspartner und wissen von unserem Ergehen unserer Arbeit in der DDR.

Hinter uns liegen bewegte Jahre — wir haben an dem verantwortlichen Existieren in unserer sozialistischen Gesellschaft festgehalten und vielen Freunden klargemacht: es gibt keine Erneuerung der Gemeinde Jesu Christi ohne verantwortliche Mitarbeit in unserem Staat. Jahrelang waren wir in den Kirchen eines Opportunismus verdächtigt worden, und auch heute gibt es nicht wenige, die immer noch für die Kirche in der DDR das »gesellschaftliche Abseits« wollen.

Nach der Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR — im Bund wird viel von Zeugnis- und Dienstgemeinschaft der sozialistischen Gesellschaft gesprochen — ist es unseres Erachtens an der Zeit, über die Kirche und über die Theologie im Sozialismus zu arbeiten und sich zu erklären.

Was an uns liegt, so möchten wir dieses Thema mitangehen und wollen damit aufhören, theologische Einsichten, die in anderen gesellschaftlichen Verhältnissen geboren wurden, in unsere Verhältnisse zu transformieren.

Wir werden im Blick auf die Zeugnis- und Dienstgemeinschaft in unserer Situation auf das biblische Wort zu hören haben. Wir werden aber zugleich tiefer als bisher die Situation ernst- und anzunehmen haben. Um dieses tun zu können, braucht es die Analyse, und für die gesellschaftliche Analyse ist das Selbstverständnis unseres Staates und der SED nicht zu überspringen. Wir werden also in Zukunft mehr als bisher die Gestaltung des Lebens unserer Kirche in unseren Verhältnissen bei gleichzeitiger Behandlung der Frage nach dem »Was« des Glaubens zu bedenken haben. Wir möchten die konkrete Wahrheit in der konkreten Situation sagen! Daß wir dabei das Experiment brauchen, das bruderschaftliche Miteinander, die Verarbeitung aller Erfahrungen von Teamarbeit, wird uns klar. Wir brauchen das Modell einer offenen Gemeinde. Die Konfessionalisten sind keine echte Hilfe für die Herausbildung einer neuen Gemeinde in der sozialistischen Gesellschaft.

In den letzten Jahren haben wir mit dem Kuratorium sechs Memoranden erarbeitet.

Alle sind in Gemeinden und Kirchenleitungen ins Gespräch gebracht worden. Immer wieder müssen wir in Gemeinden fahren und die Memoranden erläutern.

Die Titel sind:

1. »Kirche auf neuen Wegen«
2. »Taufpraxis anders als üblich«
3. »Der Gottesdienst der Gemeinde«
4. »Gruppendienste der Kirche«
5. »Katechetische Neuorientierung«
6. »Bruderschaftliche Leitung des Kirchenkreises«

Am meisten hat die Katechetische Neuorientierung die Gemüter erregt. Die einen haben sich an der theologischen Konzeption gestoßen, die anderen an den praktischen Entwürfen. Die einen fanden die theologische Begründung gut, die anderen nannten den zweiten Teil einen »Durchbruch zu einer modernen Pädagogik«. Die Diskussion zur Katechetischen Neuorientierung hat gezeigt, daß wir in den Kirchen noch längst nicht verstanden haben, daß auch die Theologie nur eine offene sein kann. Die Diskussion hat auch gezeigt, daß auf dem Sektor »Erziehung« noch viel zu arbeiten ist. Welches sind unsere Erziehungsziele? Gibt es christliche Erziehungsziele im Gegensatz zu gesellschaftlichen? Wie sieht der Beitrag christlicher Unterweisung im Rahmen sozialistischer Erziehung aus? — Alle Fragen, die beantwortet werden müssen. Und die Antwort darf nicht nur eine rein theoretische, sie muß eine existentielle sein.

Arbeitskreise der Gossner-Mission in der DDR haben das Thema »Erziehung« zu dem ihren gemacht, und wir hoffen, daß sie in nicht allzulanger Zeit einen Beitrag in die ökumenische Diskussion einbringen. Ich selbst begleite zur Zeit eine Kirchengemeinde, in der das Erziehungsthema in vier Seminaren behandelt wird:

Erziehung zum Jahre 2000

Erziehung zum Zusammenleben mit Nichtchristen

Erziehung zu einem neuen Feiern in der Familie, Freundschaft und Gemeinde

Eltern reden verantwortlich mit ihren Kindern.

Einige unserer Mitarbeiter wenden sich besonders der kommenden Generation zu. Dort machen sie die Erfahrung, daß wir heute der Jugend in unseren Gemeinden keine festen Ordnungsmaßstäbe setzen dürfen. Und junge Christen sagen uns: »Nur solche Gemeindeglieder sind für uns Vorbilder, die bereit sind, uns zu verstehen, uns mit ihrer Tat zu helfen. Diejenigen, die schon wissen, wie wir sein müssen, können für uns keine Vorbilder sein.« In der Zusammenarbeit mit jungen Christen werden wir einen Gesundungsprozeß durchmachen.

Aber es ist so, daß wir nicht von jedermann verstanden werden. Christen setzen sich immer Mißverständnissen, Mißdeutungen und Diffamierungen aus. Und nur diejenigen werden miteinander im Gespräch bleiben, die in jeder Beziehung »echt« zu sein versuchen. (Dieses kleine Wort liebte Josef Hromadka.)

Ein zweites Wort, das heute neu Bedeutung erlangt, ist »Freundschaft«. Und Freundschaft ist wie die Ehe eine Wahlgemeinschaft. Mit der Wahlgemeinschaft »Freundschaft« wird das echte Gespräch erhalten, werden Christen verstanden, neue Gesellschaften begründet, wird Zukunft gebaut.

Gossner-Mission in der DDR, x 1058 Berlin, Göhrener Str. 11



Friedensarbeit der Mainzer Gossner-Mission gewürdigt

Zum »Zentrum des Nagelkreuzes von Coventry« ernannt

Im Rahmen einer Feierstunde, bei der man auch der Zerstörung von Mainz am 27. Februar 1945 gedachte, ernannte Rev. Kenyon Wright (Coventry) die Mainzer Gossner-Mission am Wochenende zum »Zentrum des Nagelkreuzes von Coventry« und überreichte Pfarrer Horst Symanowski (Mainz) eine Nachbildung des historischen Nagelkreuzes, das nach der Zerstörung der St. Michaels-Kathedrale von Coventry am 14. November 1940 aus drei der langen mittelalterlichen Nägel vom Dachgebälk zusammengefügt worden war und das noch heute in den zur Gedenkstätte umgestalteten Ruinen zu sehen ist. Damit wurde die Gossner-Mission in die Reihe von mehr als dreißig derartigen Zentren aufgenommen, die sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges besonders um Frieden und Völkerverständigung verdient gemacht haben. Das Kreuz trägt die Inschrift: »Dies ist ein Symbol der christlichen Bruderschaft zwischen der Kathedrale von Coventry und dem Gossner-Haus.«

Wie Wright in seiner Ansprache vor geladenen Gästen aus Kirche und Kommune betonte, bedeute Versöhnung nicht nur gegenseitiges Verstehen, sondern den Aufbau von Strukturen auf allen Ebenen der pluralistischen Gesellschaft, die Gerechtigkeit verwirklichten. Er sprach auch die Hoffnung aus, daß Mainz und Coventry mehr noch als bisher als Teil jenes Netzes von mehr als dreißig Zentren zusammenarbeiten möchten.

Pfarrer Symanowski wertete die Überreichung des Kreuzes als eine Anerkennung der in Mainz geleisteten Arbeit zu Versöhnung und Frieden, »die ja oft als politische Aktion verleumdet wird, die nicht von kirchlichen Stellen betrieben werden sollte. Für ihn habe Versöhnung innerhalb der Ökumene im weltweiten Sinne jedoch politische Gestalt, führte er weiter aus und impliziere etwa auch den Abbau antikommunistischer Propaganda. »Wir müssen aus den christlichen Emotionen heraus und hin zu einem politischen Verstehen und Handeln kommen.«

Das große Versöhnungsgebet der Kathedrale von Coventry:

»Alle haben gesündigt und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten.«
(Römer 3, 23)

Den Haß, der Rasse von Rasse trennt, Volk von Volk, Klasse von Klasse:

Vater, vergib!

Das habsüchtige Streben der Menschen und Völker, zu besitzen, was nicht ihr eigen ist:

Vater, vergib!

Die Besitzgier, die die Arbeit der Menschen ausnutzt und die Erde verwüstet:

Vater, vergib!

Unser Neid auf das Wohlergehen und Glück der anderen:

Vater, vergib!

Unser mangelndes Teilnehmen an der Not der Heimatlosen und Flüchtlinge:

Vater, vergib!

Der Hochmut, der uns verleitet, auf uns selbst zu vertrauen, nicht auf Gott:

Vater, vergib!

»Seid aber untereinander freundlich, herzlich und vergebt einer dem andern gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo!«

(Epheser 4, 32)

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto Hannover 1083 05

Wir suchen für dieses Mitteilungsblatt neue Leser!

Geben Sie uns bitte Anschriften bekannt.

Ab 1971 erfolgt die Versendung der »Gossner Mission« nur noch an Abonnenten bzw. Spender. Unentgeltlich erhalten Interessierte die vierseitigen »Mitteilungen aus der Arbeit der Gossner Mission«.

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1971/Nr. 1 · Februar

KURZMELDUNGEN

Vor der Ausreise nach Zambia

Die zweite Gruppe für unsere Arbeit in Zambia bereitet sich in diesen Wochen in Hothorpe Hall/England auf die Ausreise vor. Es handelt sich um Izaak *Krisifoe* und Frau *Sietska*, geb. van der Bom (Niederlande), Friedrich *Clemens* und Frau *Heidi*, geb. *Railard* mit drei Kindern und Rolf-Friedrich *Bredt*. Der Aussendungsgottesdienst wird am 4. April in der lutherischen Gemeinde in London durch Sup. i. R. Dr. Rieger, Berlin, gehalten. Die Ausreise erfolgt wenige Tage später.

Dr. Singh in Deutschland

Der Missionsdirektor der indischen Gossner-Kirche, Dr. Paul Singh, kommt im April nach Berlin, um dem Kuratorium der Gossner Mission über die gegenwärtige Situation der Missionsarbeit seiner Kirche zu berichten. Die Gossner Mission unterstützt die Mission der Gossner-Kirche mit erheblichen Mitteln. Dr. Singh wird auch eine Anzahl von Kirchengemeinden besuchen. Dr. Singh studierte von 1959 bis 1966 in Deutschland und promovierte an der Kirchlichen Hochschule in Berlin.

Dr. Dell kehrt aus Ranchi zurück

Dr. Thomas Dell, Darmstadt, wird im April seinen Dienst als theologischer Dozent am Theologischen College in der Gossner-Kirche beenden. Die Ausbildungsstätte für indische Pastoren wünscht auch weiterhin neben sechs indischen Lehrkräften einen Theologen aus Deutschland. Zur Zeit verhandelt die Gossner-Kirche mit der Badischen Kirche über die Entsendung des Theologenehepaars Dieter und Ursula Hecker aus Immenstadt.

Neubau in Takarma

Auf Grund von Sonderspenden konnte die Gossner Mission Schwester Ilse Martin in Takarma mitteilen, daß das von ihr geplante Mitarbeiterhaus für die dortige Krankenstation gebaut werden kann. Es ist anzunehmen, daß der Bau Mitte des Jahres fertiggestellt sein wird.

Dr. Kandeler verabschiedet sich

Nach mehr als 20 Jahren Mitarbeit im Kuratorium der Gossner Mission hat sich Dr. jur. Kandeler auf der Sitzung am 13. 1. 1971 verabschiedet.

Einschneidende Veränderung in Fudi

In vollem Einverständnis mit der Leitung der Gossner-Kirche in Indien und der Gossner Mission in Berlin ist nach Monate dauernden Verhandlungen ein tiefer Einschnitt in der bald zehnjährigen Geschichte unserer technischen Ausbildungsstätte in Fudi (26 km von Ranchi entfernt) geschehen:

Die *Anglikanische* Kirche (seit Ende November die Diözese Ranchi der Kirche von Nordindien) sowie die *Römisch-Katholische* Kirche in Chotanagpur haben der Einladung der Gossner-Kirche entsprochen, in die Verantwortung für die Ausbildung in Fudi mit einzutreten. Eine *ökumenische Verbreiterung der Basis* unserer Handwerkerschule ist seit 1. Januar 1971 erfolgt. Sie ist im Geist jener guten ökumenischen Regel geschehen, daß die christlichen Kirchen heute gemeinsam tun sollten, was sie nicht unbedingt aus Glaubens- und Gewissensgründen noch getrennt zu tun gezwungen sind. Die Kirchen können junge Techniker in Indien gemeinsam ausbilden. Diese Tatsache wird in der Öffentlichkeit von Chotanagpur nicht ohne Eindruck bleiben; die Gefahr ist vermieden worden, daß eine andere Kirche im gleichen Gebiet ein ähnliches Unternehmen begonnen hätte, was als Konkurrenz-Handeln angesehen worden wäre.

Mit der Ökumenisierung geht die *Indisierung* Hand in Hand. Wenn Dipl.-Ing. Helmut *Hertel* im Lauf dieses Jahres in die Heimat zurückkehrt, wird er keinen Nachfolger aus Deutschland erhalten. Fortan können und werden die Inder die Verantwortung tragen, zumal die Produktionsstätten an eine indische Firma verpachtet sind und Direktor Pfarrer *Aind* (der frühere Präsident der Gossner-Kirche) sowie Ausbildungs-Superintendent *Haque* das Risiko wirtschaftlicher Unternehmungen nicht zu tragen haben, sondern ganz für die 50, später hoffentlich 75 Jungen zur Verfügung stehen können.

Die drei, den Freunden der Gossner Mission so vertrauten diakonischen Arbeitszentren der Gossner-Kirche, das Krankenhaus *Amgaon*, die landwirtschaftliche Lehrfarm *Khuntitoli* und nun auch die Handwerkerschule *Fudi* stehen *nunmehr unter indischer Leitung* und werden schon bald ohne deutsche Mitarbeiter sein. Kein Anlaß, daß wir aus der Fürbitte und Opferbereitschaft für sie entlassen wären; im Gegenteil, um so mehr sollten wir innerlich an ihrer Entwicklung teilnehmen. Wir werden jedenfalls immer wieder auf diesen Blättern von den drei Stätten berichten, in die soviel Liebe und Dienstbereitschaft von Frauen und Männern der Gossner Mission »investiert« wurde.

Wir haben unserem Freund *Robert Montag* sehr zu danken, daß er zweimal zwei Monate drangab, um in Indien die für die Umstellung nicht einfachen Verhandlungen zu führen und die rechtlichen und vertraglichen Abmachungen zum Ziel zu bringen. Das Kuratorium der Gossner Mission hat am 13. Januar seinen persönlichen Bericht sehr erfreut entgegengenommen und ihn seines Dankes versichert. Möge Gott weiterhin mit seinem Segen begleiten, was im Vertrauen auf ihn begonnen wurde und in veränderter Form zum Wohl junger indischer Menschen fortgeführt wird.

Bg.

Brief aus Indien von Schwester Ilse Martin

Takarma, am 1. Advent 1970

Liebe Freunde in der Heimat!

Wie oft sagen wir: »Wir haben keine Zeit« und dann plötzlich, wenn wir irgendwo auf etwas warten müssen, dann wird uns die Zeit lang, mehr noch, wenn wir krank sind. Dann haben wir plötzlich Zeit und alles andere wird unwichtig. In bezug auf das Wort »Kaufet die Zeit aus!« war mir unsere Schwester Elisabeth Pradhan, die Sie ja aus den Kinderbriefen kennen, eine Lehre heute. Sie war fertig mit der Arbeit im Hospital, hatte die Medizin ausgeteilt etc., aber die Dienstzeit war noch nicht zu Ende. Da sammelte sie die kranken Frauen und Kinder um sich und erzählte ihnen biblische Geschichten. Hätten wir das auch getan? Nehmen wir überhaupt die Bibel zur Hand, wenn wir plötzlich mal Zeit übrig haben?

Als ich im Sommer in Deutschland war, wurde ich oft gefragt, wie lange ich denn noch in Indien bleiben wollte. Ich konnte es damals nicht sagen und kann es auch heute nicht, obwohl das Kuratorium der Gossner Mission mir mitgeteilt hat, daß ich so lange in Indien bleiben dürfte wie ich wollte, falls die Kirche es wünscht, weil sie die Dispensary-Arbeit für wichtig hält. Ja, wichtig ist die Arbeit schon, das erleben wir immer wieder, deswegen versuche ich auch schon jetzt eine indische Ärztin als Nachfolgerin für Takarma zu bekommen, damit ich für weitere Zweigstellen frei bin. Leider hat sie auf meinen Brief noch nicht wieder geantwortet und ich bitte Sie, mit dafür zu beten, daß sich eine Ärztin für Takarma findet, die wirklich mit Liebe diesen Dienst tun will. Wenn wir eine Ärztin haben, bin ich überzeugt, daß sich auch ein Kirchenkreis in Deutschland bereit findet, monatlich für ihr Gehalt aufzukommen, denn von unseren Dispensary-Einnahmen können wir das nicht bezahlen. Es wäre schon schön, wenn wir sie bald bekämen, denn dann könnte ich in zwei Jahren beruhigt in Heimaturlaub fahren. Allerdings entsteht dann auch das Problem der Unterbringung, d. h. wir müßten noch ein Haus bauen, in dem die Ärztin, Niarjan Surin mit seiner Familie und die Schwestern wohnen könnten. Einen Plan dafür habe ich schon, bloß noch kein Geld dafür. Die Synode Takarma hat auch kein Geld übrig, weil die Kirche dringend ein neues Dach braucht und sie außerdem vergrößert werden soll. Trotzdem glaube ich, daß wir mit Hilfe von Freunden das Haus bauen können. Gott weiß, was wir brauchen und schickt es zu seiner Zeit. Wir haben noch nie Mangel gehabt und wir haben von Tag zu Tag den Dienst tun können, den er uns aufgetragen hat.

Das bringt mich wieder zu unseren Kranken.

Da jetzt Haupt-Erntezeit ist, haben wir nicht soviel Patienten und man kann sich den Einzelnen etwas mehr widmen. Was hört man da nur alles für Geschichten! Sita, eine junge Frau, die schon vier Wochen krank zu Hause lag und wahrscheinlich an Bauch-Tuberkulose leidet, jammerte darüber, wieviel sie schon hatte ausgeben müssen, um gesund zu werden. Ihre Angehörigen gingen zu einem Zauber-Priester. Der verlangte für seine »Behand-

lung« eine große Ziege, sieben Hühner und sieben Hähnchen. Sie gab ihm alles — und der Zauber half nicht. Schließlich und endlich brachte sie ihr Bruder zu uns. Es geht ihr schon besser und wir hoffen, daß sie wieder ganz gesund wird.

Eine andere junge Frau, die leberkrank ist, ging es ebenso.

Mir geht immer noch die Geschichte des jungen Mannes nach, der von einer Tarantel oder einem anderen giftigen Tier — keine Schlange — gestochen wurde und dessen Bein sich innerhalb von drei Tagen ganz schwarz färbte und kalt wurde, regelrecht abstarb. Als er nach acht Tagen zu uns kam, war der Fuß vollkommen eingetrocknet, und er hatte große Schmerzen in der Wade. Ich sprach mit den Angehörigen und erklärte, daß der Fuß amputiert werden müßte, wenn sie den Jungen am Leben erhalten wollten. Würden sie zustimmen? Nach langem Hin und Her meinten sie — ja, wenn es keine andere Lösung gäbe. So fuhr ich also den Jungen mit seinem Vater in meinem Jeep nach Ranchi. Unterwegs machten wir noch in seinem Dorf Station, weil der Großvater den Jungen sehen wollte. Wer beschreibt mein Erstauen, als der Vater und der Junge im Hospital erklärten, sie würden das Bein nicht amputieren lassen. Alle Leute, die um uns herumstanden, versuchten den Vater umzustimmen. Es half nichts. Der Großvater hätte gesagt, sie sollten das Bein nicht abschneiden lassen! Was blieb mir weiter übrig, als den Jungen wieder mit zurück zu nehmen. Er wollte aber wieder mit nach Takarma zurück, nicht in sein Dorf. Das fand ich irgendwie rührend — aber helfen konnte ich ihm doch nicht. In der Wade hatte sich Eiter gebildet und das kranke und tote Gewebe begann sich abzustoßen — es stank furchtbar. Nur mit Jodoform-Puder konnten wir den Gestank etwas überspielen. Die Schmerzen wurden weniger. Vorige Woche wollte er aber doch nach Hause gebracht werden. Ich habe noch nichts wieder von ihm gehört. Vielleicht versuchen sie es jetzt noch mit der »anderen« Medizin. Ja, auch wenn man helfen will, kann man den Menschen die Hilfe nicht aufzwingen. Ich hatte mich bereit erklärt, die Operation zu bezahlen und hätte dann auch für eine Prothese gesorgt — aber er wollte nicht. Er tut mir sehr leid. Wahrscheinlich wird er sterben, wenn die Fäulnis ein großes Blutgefäß erreicht hat.

Ach ja, sind wir nicht alle so, wir Menschen? Gott will uns gute Gaben geben, er gibt uns gerne große Gaben, er will uns heil machen aber wir sagen »nein«. Wir wollen nicht. Wir versuchen uns selber zu helfen oder suchen Hilfe bei »Zauber-Priestern«, wie immer sie auch bei uns heißen mögen, und wir sterben darüber, wenn nicht leiblich, so doch geistlich. Warum? Wahrscheinlich weil unser Herz zu klein ist, die große Gabe zu fassen.

Ich wünsche auch Ihnen, daß Gott Ihre Herzen mit Freude erfülle, so daß auch Sie Freude weitertragen können zu denen, die keine Hoffnung haben. Jesus Christus kommt zu allen, die ihm ihr Herz auftun.

Ganz herzlich grüßt Sie alle mit den besten Wünschen für ein gutes Neues Jahr

Ihre Ilse Martin

MENSCHEN UND STÄDTE

Bericht von einer Reise nach Westafrika

In den Lebensschicksalen von einzelnen Menschen spiegelt sich der Weg eines Landes, einer Generation. In Zeitungen liest man immer wieder das Wort Veränderung oder Umbruch und es hört sich so schön glatt an. Wenn man dann mit den Betroffenen selbst redet, entdeckt man, welche Probleme, welche Opfer Veränderungen wie Verstädterung oder »Modernisierung« für sie mit sich bringen.

Schlechtes Gewissen

Da habe ich in Abidjan einen Industriefarrer kennengelernt, einen tüchtigen Mann, der manche Probleme anpackt und löst. Er leidet darunter, daß er seiner Familie das Vertrauen nicht zurückerstatten kann, das sie ihm entgegengebracht hatte und das kam so: Als Junge war er in der Schule aufgefallen durch seine Begabung, aber sein Vater hatte nicht die Mittel, ihm eine weiterführende Ausbildung zu bezahlen. Er berief den Familienrat ein, alle Onkel, Brüder und Cousins, vierzig Männer und Frauen. Einer schlug vor: Der Junge soll studieren; wenn wir es ihm ermöglichen, wird er später um so mehr für uns tun können! Ein ganzes Palmenwäldchen, der wichtigste Besitz der Sippe, mußte abgeholzt werden, bis die Studien endlich finanziert waren. »Und«, so fuhr mein Bekannter fort, »jetzt bin ich Pfarrer und habe ein kleines Gehalt. Ich lebe in der Stadt in drei kleinen Räumen. Meine Sippe erwartet von mir, daß ich nun meinen Neffen das Studium ermögliche. Zwei habe ich aufgenommen zu meinen eigenen fünf Kindern, mehr geht einfach nicht. Und doch werde ich das Gefühl nicht los, daß ich Unrecht tue an meiner Familie.«

Zwei Welten

Zwei Welten treffen hier aufeinander: Das afrikanische Dorf, wo ein Familienmitglied für das andere einstand und die moderne Welt der Städte mit ihren Beschränkungen, den kleinen Wohnungen, den hohen Kosten für Nahrung, Kleidung und Ausbildung, die solche Familiensolidarität unmöglich macht. Es ist einer der Gegensätze, die das Bild der afrikanischen Städte von heute prägen.

In einer Stadt wie Abidjan, der Hauptstadt der Republik Elfenbeinküste, wohnt ein Sechstel der Bevölkerung des ganzen Landes: Das Land entleert sich. Die Menschen strömen in die Stadt in der trügerischen Hoffnung, Anschluß zu finden an das moderne, das reichere Leben. Sie konzentrieren sich in Vierteln, in denen sie ganz eng aufeinander sitzen, eine Familie, zwanzig Leute, in zwei winzigen Räumen, für die sie ein Viertel des Lohns, von dem sie leben, als Miete bezahlen müssen. Dieser Enge kon-

Der Verfasser dieses Berichts, Pfarrer Gerhard Mey, ist unser neuer Mitarbeiter der Gossner Mission in Mainz. Der Ökumenische Rat/Abteilung Weltmission hatte ihn Ende November 1970 als Beobachter der Konferenz des Westafrikanischen Komitees für Großstadtmision in Abidjan entsandt. In diesem Gebiet plant die Gossner Mission in Zusammenarbeit mit afrikanischen Kirchen einen Kursus für kirchliche Mitarbeiter in städtischen Gebieten. Ein entsprechender Kursus für die ostafrikanischen Kirchen im Vorjahr in Nairobi war sehr erfolgreich verlaufen.

trastiert die Weitläufigkeit der offiziellen Anlagen und der blumengeschmückten Villenviertel, in denen europäische Geschäftsleute und die paar Afrikaner wohnen, die das Glück hatten, einen hohen Posten in der Verwaltung zu bekommen. Die Industrie, auf die sich die Hoffnung aller richtet, die einen Arbeitsplatz brauchen — die Hälfte der städtischen Bevölkerung gehört dazu — kann dieses Bedürfnis bei weitem nicht befriedigen; ihre Gewinne, die sie trotzdem erzielt, kommen fast ausschließlich Europäern zugute und werden ins Ausland, nach Europa transferiert.

Mit Hunger bezahlt

Die Afrikaner bezahlen bislang Industrialisierung und Verstädterung mit Hunger — sie können sich nicht mehr wie auf dem Dorf die Mittel für ihren Lebensunterhalt selbst erwirtschaften — und dem Verlust eines sicheren Lebensgefühls, das ihnen durch die jahrhundertealten Sitten und das Zusammengehörigkeitsbewußtsein in der Familie vermittelt wurden. Und doch mußte ich immer wieder wie über ein Wunder über ihre Lebenskraft, ihre Fröhlichkeit staunen und über die Freundlichkeit, mit der sie mich, den Weißen, den »Reichen«, bei sich aufnahmen. Können Sie verstehen, daß ich mich während meiner Reise mehr als einmal geschämt habe?

Und das Evangelium?

Wie muß das Evangelium in dieser Situation verkündet werden, damit seine helfende, heilende Kraft sichtbar wird? Wie können Christen in dieser von Ungerechtigkeit zerschnittenen Welt leben, ohne dem Auftrag ihres Herrn untreu zu werden? Diese beiden Fragen haben mich immer wieder beschäftigt, auf der Konferenz der Industriefarrer in Abidjan und nachher in verschiedenen Städten Kameruns und im Senegal. Überall sind kleine Gruppen von Christen am Werk, mit unzureichenden Hilfsmitteln, ohne Geld, ohne Erfahrung, wie man diese Palette von Aufgaben anpacken könnte. Der gute Wille genügt ja nicht, es wird auch Sachkenntnis gebraucht, denn je größer die Stadt, je zahlreicher die Faktoren, die ihr Leben bestimmen, desto verwickelter die Probleme, denen man sich gegenüber sieht.

Neue Entdeckungen

Die Kirchen, die auf dem Lande durch ihre Krankenhäuser die Basis für ein Gesundheitswesen legten, durch ihre Schulen eine moderne Erziehung einführten, weil sie begriffen haben, daß die helfende Tat immer der Verkündigung entspricht — diese Kirchen

stehen vor der neuen Aufgabe, in einer veränderten Welt, in der Stadt von heute, die Botschaft von der Gerechtigkeit und Liebe Gottes neu zu entdecken. Sie brauchen dabei unsere Hilfe und unsre Erfahrungen. Vielleicht gelingt es ihnen, die Fehler, die unsre Kirchen im Jahrhundert der Industrialisierung und Verstädterung gemacht haben, zu vermeiden.

Lassen Sie mich schließen mit der Frage eines afrikanischen Arbeiters. In der Bibel, so fragte er seinen Pfarrer, lesen wir überall Geschichten, wie Gott die Kleinen und Gedrückten gegen die Mächtigen und Übermütigen in Schutz nimmt. Warum tut er das heute nicht mehr? Der Pfarrer, der mir das erzählte, fügte eine eigene Frage hinzu: Können wir nach dem, was Gott in Christus für uns getan hat, nur immer weiter auf Gottes Hilfe warten? Müssen wir uns nicht von ihm als seine Hände zur Verwirklichung seiner Gerechtigkeit brauchen lassen?

Photo: Universitätsgelände von Nairobi/Kenya

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto Hannover 1083 05

Wir suchen für dieses Mitteilungsblatt neue Leser!

Geben Sie uns bitte Anschriften bekannt.

Ab 1971 erfolgt die Versendung der »Gossner Mission« nur noch an Abonnenten bzw. Spender. Unentgeltlich erhalten Interessierte die vierseitigen »Mitteilungen aus der Arbeit der Gossner Mission«.



Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1970 / Nr. 6 · Dezember

KURZMELDUNGEN

Kirchenunion in Nordindien

Am 29. 11. 1970 ist nach langen Verhandlungen die »Kirche von Nordindien« gegründet worden. Sie ist eine Union aus sehr verschiedenen Konfessionskirchen zwischen Bombay und Kalkutta. Es wird erwartet, daß eine der beiden bisherigen Methodistenkirchen, die sich zu dieser Vereinigung noch nicht entschließen konnte, bald dazustoßen wird. Ebenso bleibt die Tür offen für die Ev.-lutherischen Kirchen in Nordindien, wovon die Gossnerkirche die größte ist. Wie im Süden sind auch im Norden starke Bestrebungen, die Lutheraner für die Vereinigten Kirchen zu gewinnen.

Dr. Nirmal Minz in Berlin

Der Leiter des theologischen Seminars der Gossnerkirche, Dr. N. Minz aus Ranchi, besuchte Mitte November die Gossner-Mission in Berlin, um Fragen der theologischen Erziehung zu besprechen. Dr. Minz ist der Delegierte für Asien in der Studienkommission des Lutherischen Weltbundes, die zu einer Konferenz nach Genf einberufen war.

Deutscher Theologe für Gossnerkirche

Die Badische Kirchenleitung hat beschlossen, den Pfarrer Dieter Hecker und seine ordinierte Ehefrau Pfarrerin Ursula Hecker aus Immenstadt/Bodensee für einen fünfjährigen Dienst in der Gossnerkirche zu beurlauben, und zwar für einen Auftrag in der theologischen Ausbildung in dieser Kirche. Pfarrer Hecker wird die Nachfolge für den im Frühjahr 1971 heimkehrenden Theologen Dr. Thomas Dell antreten. Dieter Hecker hat während seiner eigenen Ausbildung ein Jahr im südindischen theologischen College Bangalore verbracht. Es ist allerdings noch ungewiß, ob die indische Regierung die Aufenthaltsgenehmigung erteilen wird.

WEIHNACHTEN 1970

Verwöhntes Kind! Auf deine Armut sinken
zu viele Gaben aus zu vielen Händen!
Zuletzt wirst du im Überfluß ertrinken,
wenn wir uns weiter so an dich verschwenden!

War das gemeint mit jenen Erst-Geschenken,
die Könige dir auf den Knien brachten?
Wer kniet denn noch? Laß dich nicht länger kränken! —
Zu viele schmeicheln dir, die dich verachten.

Spring auf und flüchte aus der Mutter Armen
ins Dunkel zu den todgeweihten Kindern!
Du, selber todgeweiht, kannst dich erbarmen
und deine Armut wird die ihre lindern.

Zerbrich die goldne Fessel der Legende,
die fromme Lüge abgelebter Feste! —
Schau an die vielen ausgereckten Hände
und hohlen Wangen deiner liebsten Gäste.

Die Zeichen deiner Herkunft, deiner Sendung
sind Kreuz und Krippe. Und der Grund von beiden,
wir wissen es, die herrliche Verschwendung
des Herzens an die Welt und ihre Leiden.

Kurt Ihlenfeld, Berlin

VON STAHLTÜRZARGEN, EINEM WECKER, . . .

Vier Wände umschließen einen rechteckigen Raum, fünfzehn Schritt lang, sechs breit, an einer Stirnseite eine Öffnung ohne Tür, eine weitere nahe der anderen Stirnwand an der Seite, drei Fenster rechts und vier links. Man sieht in die Schrägen des Daches hinein, das mit Blech auf eisernen Trägern gedeckt ist. Das grobe, ungefügte Ziegelmauerwerk ist weder innen noch außen

verputzt. Staub und Schutt sind der Fußboden. Ein verlorenes Brett an den schräg vor dem Haus stehenden Baum genagelt trägt die Inschrift: »United Church of Zambia, Sinazongwe« — Kirche als Prozeß, nicht als Institution, kein Unterschied zwischen Kirche als der Schar und Kirche als dem Raum. Beides ist im Aufbau. Wir nehmen Platz auf den Kirchenbänken: rechts die Frauen,

links die Männer. Kinder hängen den Frauen an, zumeist unmittelbar. Ich zähle außer uns Deutschen noch 13 Männer, 9 Frauen und 21 Kinder. Im Verlauf des Gottesdienstes werden es dann 20 Männer, 16 Frauen und 28 Kinder. Vorerst warten wir jedoch, bis alle da sind. Wir singen das dritte Lied mit allen Strophen. Es ist eine Lust, die Lieder mitzuschmettern. Jedermann sucht sich seine eigene Stimme. So ertönen im vollen Chor die für solcherart Mehrstimmigkeit vorbestimmten Melodien des englischen 19. Jahrhunderts.

Schließlich ist man vollzählig. Der Pastor nimmt auf einem umgestülpten Eimer hinter dem Altar Platz, ihm zur Seite Siegwart Kriebel, Leiter der Gossner-Dienstgruppe, ordinierter Pfarrer aus Berlin. Gestern war ihm noch von seinem afrikanischen Amtsbruder aufgetragen worden, auf jeden Fall einen Schlips umzubinden (»man weiß nie, auf welche Ideen die Weißen kommen!«). Er selbst trägt das schwarze Lätzchen mit weißem Stehkragen, das man bei uns zulande nur bei Katholiken kennt. Siegwart Kriebel sitzt auf einem richtigen Hocker, dem einzigen konventionellen Sitzmöbel des Hauses. Die Kirchenbänke sind in der vorderen Hälfte einseitig glatt gehauene Bäume auf Steinen oder ungefügten Astgabeln. Im hinteren Bereich des Raumes hat man einige Stahltürzargen auf die Erde gelegt und unter die Ecken Steine gepackt. Zwei Finger sind ihre Kanten breit, auf denen wir sitzen, nahe am Boden. Die Kleider unserer europäischen Frauen sind dafür wenig geeignet, weil erheblich zu kurz, um noch manierlich zu sein.

Eine gleiche Stahltürzarge ist hochkant gestellt, der Altar. Nahe der vorderen Seitentür aufgestellt, erlaubt er dem Pastor ohne Mühe, die Zufahrtsstraße zu überblicken, was sicher von Bedeutung ist. Auf dem Altar steht ein kleines Holzkreuz und daneben, etwas erhöht durch daruntergelegte Bücher, ein Wecker. Ich versuche diese Zweifelt zu deuten, komme aber nicht über die Allegorie von »Zeit und Ewigkeit« hinaus. Vielleicht ist es wirklich nur die *genaue* Zeit, die man sehen soll. So kann ich jedenfalls feststellen, daß der vorläufig letzte Besucher 50 Minuten zu spät eintrifft – immer noch zur rechten Zeit.

Der Gottesdienst beginnt mit der Ankündigung des Pastors: Drei Dinge würden heute geschehen – Taufe, Konfirmation und Abendmahl. Das klingt wie eine Tagesordnung. Zumindest ist klar, was kommt und woran man ist.

Gebet, Gesang, dann Beichte. Auf die Knie muß man, und in den Staub dieser Erde und des Hauses. Siegwarts dunkelblaue Hose beweist, daß er nicht gemogelt hat. Dann folgt die Taufe. Drei Männer und eine Mutter mit ihrem Kind treten etwas vor und werden vom Pastor befragt. Uns wird mitgeteilt, daß wir auf Seite 44 im Prayer Book nachlesen können. Einmal antwortet die ganze Gemeinde auf eine entsprechende Frage. Dann geht es zur Taufe selbst. Dazu wird der Vater des Kindes hinzugerufen. Die

Mutter übergibt ihm den Sohn, dann nimmt ihn der Pastor selbst auf den Arm. Man erkennt den sicheren Griff des erfahrenen Vaters. Er hat selbst vier Kinder. Siegwart assistiert, indem er das Wasserglas hält, in das der Pastor die Fingerspitzen taucht. Mitten in die feierliche Handlung tönt es aus dem Hintergrund der Kirche: »Lothar gibt aber Almut *kein* Auto!« Deutsch gesprochen, versteht es fast keiner. Weiße und schwarze Kinder geben sich recht zwanglos.

Die Konfirmation von drei Erwachsenen folgt unmittelbar und hat deutlich nicht ganz das Gewicht der Taufe. Zum Segen vereinigen sich ein schwarzes und ein weißes Händepaar auf den Lockenköpfen der Knienden. Dann folgt Siegwarts erste Predigt in Tonga. Er spricht über Matthäi am Letzten und hat sich die ganze Predigt selbst zusammengesucht. Sie dauert vielleicht fünf Minuten, aber wie er dies so aufsagt, richtig mit Betonung und ohne Stocken selbst bei gewaltigen Wortungeheuern – »kusikila kumamanino aacciindi« – »bis an das Ende der Zeit« – das nötigt mir uneingeschränkte Ehrfurcht ab.

Nach der Predigt kommen die Kirchennachrichten. Jetzt hat der Küster, gleichzeitig der Vorsänger, seinen Auftritt. Indem er sich erhebt, kann man deutlich auf seinem kakhibraunen Rock lesen: »United Church of Zambia« und darunter, genau im Kreuz, ein Kreuz. Seine Frau hat ihm diesen Beweis seiner Würde mit rotem Garn ziemlich gerade eingenäht. Er hält sein Notizbuch wie Siegwart seine Predigtvorbereitung. Die Abkündigungen weiten sich zur direkten Ansprache an bestimmte Anwesende aus. Höhepunkt ist der dringliche Aufruf, Geld für Zement zu spenden, den man für Putz und Boden des Hauses braucht. 35 Kwacha müssen es werden! Amen!

Es folgt eine kurze Vorstellung der Deutschen. Gesang mit fünf Strophen während der Kollekte. Dann macht Samson dem Gottesdienst ein Ende. »Denn manche sind schon müde.« Recht hat er! Nicht nur müde, sondern sitzunlustig dazu, jedenfalls die Kinder. Zum Schluß zieht die ganze Gemeinde singend an den heute Getauften und Konfirmierten vorbei und heißt sie willkommen mit einem Händedruck.

Während wir vor der Kirche mit ein paar Neugierigen reden, wird drin Kasse gemacht. Dann folgt das Abendmahl. Ich zähle zwölf Männer und neun Frauen, die sich um die Altartürzarge gesetzt haben. Die beiden Pastoren, schwarz und weiß, teilen sich in den Dienst. Leider muß ich die Landsleute mit dem Auto heimfahren – der müden Kinder wegen. Eine Stunde später kommt Siegwart auf dem Motorrad nach, die dunkle Jacke auf dem Gepäckträger, den Schlips in der Tasche, der kakhibraune Arbeitshut statt eines Barett. Auf dem linken Knie befindet sich noch der Staubfleck. Alltag der Kirche – Kirche des Alltags! Kann man noch fragen nach der Verheißung des Evangeliums für diesen jungen Staat?

K. Schwerk

GOSSNER MISSION IN KENYA

Arbeitslager für Studenten vom 3.-17. August 1970 in Nakuru

Studenten sind auch in Kenya eine besondere Gruppe. Viele halten sich für die künftige Elite und haben mehr ihre Karriere als das Wohl ihres Landes im Auge. Sind sie Christen, meinen sie oft, im Interesse ihrer Seligkeit dürften sie mit den »mambo ya dunia«, den weltlichen Dingen, nichts zu tun haben. Beides führt dazu, daß die junge Intelligenz Kenyas zu wenig Einfluß auf die gesellschaftliche Entwicklung ihres Landes nimmt. In Zeiten raschen sozialen Wandels ist es aber besonders notwendig, die Dinge nicht dem Zufall oder unkontrollierbaren Einflüssen zu überlassen, sondern planmäßig und zielbewußt an der Entwicklung teilzunehmen. Dazu sind Menschen nötig, die wissen, was sie wollen, und bereit sind, es zu tun. Das alles wollten wir den Teilnehmern unseres Lagers klarmachen. Mehr noch: Mit Hilfe von Bibelarbeiten und Diskussionen wollten wir ihnen helfen, die Lage als Herausforderung an den christlichen Glauben zu erkennen, der sich auf dem Felde dieser Welt, in der konkreten Situation eines Entwicklungslandes, mit Rat und Tat zu bewähren habe.

Aber wie läßt sich so etwas organisieren? In langen Sitzungen mit dem Vorstand des Christian Students Council, einer jungen, ökumenisch gesinnten Vereinigung kenyanischer Studenten und Oberschüler, gewann die Planung allmählich Gestalt: Die Teilnehmer, nicht mehr als ca. 25, sollten nach Möglichkeit einen repräsentativen Querschnitt durch die Stämme, Schulen, Berufe und Kirchen Kenyas darstellen, und zu gleichen Teilen aus Jungen und Mädchen bestehen. In der ersten Woche wollten wir sie ganztagig auf möglichst viele Organisationen verteilen — staatliche, städtische, private —, die in irgendeiner Weise mit sozialen Problemen zu tun hatten. In der zweiten Woche sollten sie uns durch Interviews helfen, die Nöte und Wünsche der Jugendlichen von Nakuru deutlicher als bisher zu erkennen. Denn nur so würden wir das Programm des künftigen Community Centres auf die tatsächlichen Bedürfnisse zuschneiden können. Natürlich kostet so etwas Geld. Ob Gossners helfen würden? Sie halfen, und dafür sei ihnen an dieser Stelle herzlich gedankt. Mit 3000,- DM im Rücken stürzten wir uns in die Vorbereitungen. Größtes Problem: Unterbringung der Teilnehmer. Aber siehe da — großzügig half die Stadt mit einem leerstehenden Wohnheim und einem Freundschaftspreis von 2 Shilling (= 1,- DM) pro Kopf und Tag für Licht und Wasser.

Ähnlich ging es mit allen, die wir um die Annahme eines Studenten für eine Woche baten. »Mir scheint, Gott selbst macht für uns die Türen auf!« meinte Joramson Kathiri, der Vorsitzende des Christian Students Council, nach einem dieser Vormittage.

Er hätte es auch von den Studenten sagen können. Wir waren uns darüber klar, welche Verantwortung wir übernommen hatten mit diesem Versuch, so nachhaltig und richtungsändernd in das Leben und Denken junger Menschen einzugreifen. Denn sie vertrauten uns, vertrauten auch dem weißen Pastor, der ihnen Bibelarbeiten aus dem Buch Exodus hielt, aus den Propheten und dem Neuen

Testament, aufregend anders als ihre eigenen Pfarrer. Aufregend auch ihre Erfahrungen im Sozialamt, im Fürsorgeheim, in der Familienplanung, im Amt für Gemeinwesenarbeit, im Gesundheitsamt, in der Erwachsenenbildung, in der Obdachlosensiedlung, im Arbeitsamt, im Gericht. Abend für Abend gaben sie ihre Berichte, Erlebnisse, Eindrücke: ermutigende und erschütternde, lachende und seufzende, kritische und scharf beobachtete Darstellungen. So wichtig wurden ihnen diese Erfahrungen, daß sie freiwillig Überstunden machten und forderten, auch die zweite Woche dafür zu verwenden. Erregte Diskussionen, Hin und Her, Abstimmung: Wer will, macht weiter, die anderen interviewen. Das war unser Stil: Einübung in die Freiheit eines Christenmenschen. Für nichts waren sie dankbarer als dafür. Denn noch gilt in Kenya der Rat der Alten mehr als das Wort der Jungen. Sie müssen schweigen und gehorchen in ihren Gemeinden, obwohl sie in der Mehrheit sind, obwohl die Ratschläge der Alten oft genug an der veränderten Wirklichkeit vorbeigehen. So wurden ihnen Dinge wichtig, an die wir bei der Planung gar nicht ausdrücklich gedacht hatten: Die Begegnung von Jungen und Mädchen etwa, ohne stirnrunzelnde Verdächtigung von außen; oder die gelebte Ökumene, die Aufhebung falscher Abgrenzungen durch Rasse,



Stamm oder Denomination im Namen Christi. Natürlich half uns dabei die Anwesenheit dreier deutscher Studenten aus einer Gruppe von 17, die im Rahmen eines zwischen NCCK und Evangelischer Studentengemeinde verabredeten Studienaufenthalts im Lande weilten. Wichtig auch die Rolle von Elmira Thacker, einer jungen Negerin aus USA, die als Mitarbeiterin des NCCK das farbige Amerika repräsentierte. Nur zu schnell waren zwei Wochen herum. Sonntag, 16. August: Abschließender Lagergottes-

dienst nach eigenem Entwurf im Tagesraum, dem Ort so vieler Debatten, Gespräche, Begegnungen. Da saßen sie nun: Katholiken, Anglikaner, Quäker, Presbyterianer, Kikuyus, Luos, Luhiyas, Jungen und Mädchen aus ganz Kenya, sangen die selbstgewählten Lieder, lasen die selbstgewählten Texte, lauschten der Predigt über Gal. 5, 1: »Zur Freiheit hat uns Christus befreit...« Weiß Gott eine aktuelle Botschaft im heutigen Afrika. Werden sie ihr gewachsen sein?

J. Riess

KURZMELDUNGEN

Dr. Paul Singh nach Berlin eingeladen

Das Kuratorium der Gossner-Mission hat den Direktor für Missionsarbeit in der Gossnerkirche, Dr. Paul Singh, für April 1971 nach Deutschland eingeladen. Er soll dem Kuratorium und auch einigen Gemeinden in der Bundesrepublik über den Fortgang der Missionsarbeit in der Gossnerkirche berichten.

Schwester Ilse Martin erlitt Autounfall

Aus Takarna/Indien erreichte uns die Nachricht, daß Schwester Ilse Martin, wenige Wochen nachdem sie für ihren Dienst einen Jeep erhalten hatte, einen Unfall erlitt. Der vollbesetzte Wagen rutschte in der Regenzeit von einer unebenen, schlüpfrigen Straße in den Graben. Erfreulicherweise kamen die Insassen mit Prellungen, Hautabschürfungen und einem Schrecken davon. Der Jeep wurde nur leicht beschädigt.

Basar 1970 der Gossner-Mission

Am 7. November fand mit gutem Erfolg der diesjährige Basar der Gossner-Mission in Berlin statt. Viele Freunde hatten wiederum Gegenstände zum Verkauf geschickt, darunter befanden sich besonders viele indische Arbeiten. Das Haus war erfüllt vom Leben und Treiben der Besucher, die durch Lichtbildervorträge über die Missionsarbeit informiert wurden. Herzlichen Dank allen, die mitgearbeitet und mitgedacht haben.

Erstes Gossnerkind in Afrika

Ingrid und Dieter Köhpcke wurde im August eine Tochter als erstes Kind geboren. Sie hat den Namen Anik erhalten. Mutter, Tochter und Vater haben, allen entsprechenden Nachrichten zufolge, die Entbindung gut überstanden. Es ist dies das erste »Gossnerkind«, das in Afrika geboren wurde.

Für Freunde der Mission stehen in unserem Haus Gastzimmer zur Verfügung. Wir freuen uns über Berlin-Besucher, die einige Tage hier weilen.

Zwei Bitten:

Rechtzeitige Anmeldung und Eintreffen im Haus nicht später als 21.30 Uhr.

Anschrift: 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19/20

Gossner-Mission und Studenten

Eine Gruppe von etwa 20 Architekturstudenten der Technischen Universität Berlin befaßt sich im Rahmen einer Lehrveranstaltung über »Planen und Bauen in Entwicklungsländern« mit der Aufgabe, ein Planungsmodell für die Arbeit der Gossner-Dienstgruppe in Zambia aufzustellen. Dipl.-Ing. Klaus Schwerk unterstützt die Studierenden durch die Vermittlung detaillierter Informationen und den Austausch der Erfahrungen unserer Mitarbeiter in Zambia mit den theoretischen Überlegungen der Berliner Studenten.

Kennen Sie Maamba?

In der unmittelbaren Nachbarschaft des ersten Projekts der Gossner-Dienstgruppe in Zambia ist eine rapide wachsende Ortschaft nahe der größten Kohlengrube Zambias, der Maamba-Schachtanlage, im Entstehen. Noch im Vorjahr wurde die Zahl der im Bergbau Tätigen mit etwa 150 angegeben, während in diesem Jahr Schätzungen die unmittelbar und mittelbar am Bergbau Beteiligten auf etwa 4000 beziffern, zu denen aber noch weitere etwa 6000 Menschen kommen, die ohne jede Möglichkeit der Beteiligung am Wirtschaftskreislauf der Grube ihre Hoffnung einzig auf die Stadt als solche setzen. Grubenverwaltung wie Staat haben bisher die Zuwanderungsbewegung nicht unter Kontrolle bekommen können.

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto Hannover 1083 85

Wir suchen für dieses Mitteilungsblatt neue Leser!

Geben Sie uns, bitte, Anschriften bekannt

Ab 1971 erfolgt Versendung nur noch an Abonnenten bzw. Spender

Lesen und weitergeben!

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission · 1970/Nr. 5 · Oktober

Aus der Gossner Kirche

Verhandlungen in Fudi

Das technische Ausbildungs- und Produktionszentrum Fudi, das der evangelischen Gossner-Kirche gehört, war in diesen Wochen Thema für Verhandlungen zwischen katholischer, anglikanischer und lutherischer Kirche, die zum Ziel haben, für diese Unternehmung eine gemeinsame Verantwortung zu übernehmen. Besonders das Ausbildungsprogramm von Fudi soll die Basis solcher ökumenischer Arbeitsgemeinschaft bilden. Zur Zeit werden 72 junge Männer für technische Berufe ausgebildet.

Vikas Maitri

Die seit einigen Jahren eingerichtete Arbeitsgemeinschaft Vikas Maitri macht gute Fortschritte. In dieser Organisation haben sich die katholische und anglikanische Kirche und die lutherische Gossner-Kirche zusammengetan, um vordringliche gemeinsame Aufgaben — vor allem in der Diakonie — zu erkennen und durchzuführen. Zwei interessante Aktionen zur Arbeitsbeschaffung wurden erprobt. Zum Kauf von zwei Dreirad-Taxis wurde 80% des benötigten Geldes kreditiert, so daß die unbemittelten Fahrer eine eigene Existenz aufbauen konnten. Ferner wurde eine Bauarbeiter-Genossenschaft gegründet. Der Gewinn — üblicherweise dem Unternehmer zustehend — wird jetzt auf eine katholische Bank überwiesen und unter die Mitglieder verteilt.

Gemeinsame Kurse für Pastoren

Zum ersten Mal wurde während des Monats April unter der Leitung des ökumenischen Sozial- und Industrie-Instituts in Durgapur ein gemeinsamer Kursus für Geistliche der anglikanischen und lutherischen Kirche in Ranchi abgehalten. 80 Teilnehmer besuchten den Kursus.

Zwei Jeeps von Bayern

Die Bayerische Landeskirche hat der indischen Gossner-Kirche zwei Jeeps zur Verfügung gestellt. Das eine Fahrzeug hat der Direktor der Missionsabteilung der Gossner-Kirche, Dr. Paul Singh, erhalten. Sein Arbeitsradius in verschiedenen Regionen der indischen Missionsarbeit erstreckt sich über einige hundert Kilometer. Den anderen Wagen fährt Schwester Ilse Martin, die dadurch in der Lage ist, zwei weitere dörfliche Krankenstationen einzurichten.

Indischer Besuch

Von Anfang September bis Mitte November besucht auf Einladung der Gossner-Mission Herr H. Samad kirchliche Einrichtungen und Gemeinden in Deutschland. H. Samad ist Mitglied der Kirchenleitung der Gossner-Kirche und verantwortlich für ihre Schularbeit.

Wenige Wochen vorher war im Anschluß an die Tagung des Lu-

therischen Weltbundes in Evian der Präsident der Gossner-Kirche, Rev. B. Minz, für zehn Tage Gast der Gossner-Mission in Berlin gewesen.

Evangelische Oberschulen

Eine neue statistische Übersicht aus der Gossner-Kirche besagt, daß zur Zeit in ihrem Gebiet 12 Evangelische Oberschulen unterhalten werden. Die Zahl der Schüler beträgt etwa 3500; sie werden von 154 Lehrern unterrichtet. Dazu kommt eine Ausbildungsstätte für weibliche Grundschullehrerinnen, die zur Zeit von 100 Mädchen besucht wird.

Jubiläumsspende für Bokaro

Wie häufig in Deutschland ist es auch in Indien bisweilen sehr schwierig, notwendiges Baugelände für kirchliche Zwecke zu erwerben — vollends wenn es sich, wie im Bereich des neuen Stahlwerkes Bokaro, um einen zukunftsreichen industriellen Platz handelt. Aus Ranchi kommt jetzt die erfreuliche Nachricht, daß man bis Ende des Jahres das notwendige Baugelände erworben haben wird, um das Zentrum für die junge Gossner-Gemeinde dort durch das TTC Fudi errichten zu lassen. Aus der Jubiläumsspende 1969 steht ein Betrag von 60 000,— Rps. zur Verfügung.

Bazar

Liebe Gossnerfreunde!

Wieder freuen wir uns auf unseren *Bazar* am Sonnabend, dem 7. November 1970 und bitten — wie immer — um Ihre freundliche und *tätige Mitarbeit*.

Schön wäre es, wenn wir praktische Handarbeiten und Bastelarbeiten rechtzeitig bekommen, d. h. bis spätestens zum 1. November.

Auch haltbare Lebensmittel werden gern gekauft.

Vielen Dank im voraus und herzliche Grüße

Marianne Berg Waltraud Reuter

Mechthild Seeberg

Zambia - Gossner-Team

Die vier neuen Mitarbeiter der Gossner-Mission für Zambia sind seit Mitte Juni im Gwembe-Tal eingetroffen. Das Team hat sich zunächst geteilt. Während Herr Köhpe und Herr van Keulen im Gebiet von Siatwinda mit der Rodung eines größeren Platzes beschäftigt sind, werden Pastor Kriebel und Herr Krawolitzki auf der Sprachschule einer katholischen Mission die Tonga-Sprache erlernen. Pastor Kriebel hatte einen Autounfall, bei dem er selbst glücklicherweise nicht zu Schaden kam. In Berlin werden inzwischen Vorbereitungen getroffen für die Auswahl und Ausbildung einer zweiten Gruppe, die im Frühjahr 1971 ausreisen soll.

MISSION IN NEPAL

Rechenschaftsbericht der Vereinigten Mission vom April 1970 (Fortsetzung)

Die Vereinigte Mission und die Kirche in Nepal

Die Vereinigte Mission in Nepal hat keine organisatorische Verbindung mit der Kirche in Nepal. Sie sieht es nicht als ihre Aufgabe an, der Kirche ihre Gestalt zu geben oder sie weiterzuentwickeln. Eine ihrer Aufgaben besteht darin — wie es in ihrer Verfassung steht —, »die Kirche (als gesamte Kirche) in ihrem gesamten Dienst zu stärken«. Das schließt die Kirche in Nepal ein. Gegenwärtig handelt die Vereinigte Mission so, daß sie ihre Mitglieder am Leben der Kirche als Einzelpersonen teilnehmen läßt. Weil die Situation in diesem Land sich verändern kann, ist es ungewiß, ob die Mission weiterarbeiten kann, ob sie ihre Arbeitsweise korrigieren oder den Dienst überhaupt einstellen muß.

In der Verfassung der Vereinigten Mission in Nepal wird festgestellt, daß es ein Ziel der Mission ist, »den Bedürfnissen der Bevölkerung von Nepal im Namen und Geist Christi zu dienen«. Das bedeutet, daß die Mission den Menschen zu helfen versucht ohne Rücksicht auf Rasse, Glauben, Kaste oder Nationalität. Christen dürfen keine bevorzugte Behandlung durch die Mission erwarten.

Bedingungen, die der Situation in Nepal entsprechen

Die Vereinigte Mission ist in ihrer Arbeit abhängig von den Gegebenheiten des Landes, z. B. a) die sehr junge und kleine Kirche in Nepal; b) keine ausländische bzw. westliche Vorherrschaft im letzten Jahrhundert, was eine freundliche und offene Haltung gegenüber Ausländern im Lande zur Folge hat; c) die Unabhängigkeit der Kirche von der Vereinigten Mission; d) die religiösen Gesetze des Staates, die versuchen, die Hindugesellschaft unverändert zu lassen; e) die Maßnahmen zur Beschränkung evangelischer Arbeit; f) das Generalabkommen der Vereinigten Mission mit der Regierung wegen des Dienstes an der Bevölkerung in Form von christlicher Sozialarbeit; g) die Begrenzung der Missionsarbeit bezüglich Zeit, Arbeitsweise und Arbeitsort; h) die gegenwärtige offene Situation für christliche Arbeit im Lande.

Flexible Arbeitsweise

Die Mission ist sich bewußt, daß sich die Lage für ausländische Missionen in Nepal verändern kann und die Zukunft unüberschaubar ist. Die Situation verlangt Beweglichkeit in der Planung und Ausführung der Missionsarbeit.

In der Zeit, in der das Abkommen läuft, will die Mission ihre Arbeit nach folgenden Richtlinien weiterführen:

A. die bestehenden missionseigenen Projekte werden fortgesetzt. Wenn es wünschenswert und möglich ist, sollen Vereinbarungen für andere ähnliche Projekte abgeschlossen werden. Die Mission wird weiterhin in enger Verbindung mit den betreffenden Regierungsabteilungen diese Vorhaben durchführen.

B. Es werden Projekte geplant, die von Anfang an dem Regierungsplan entsprechen, jedoch für eine gewisse Zeit zur Mission gehören und von ihr durchgeführt werden.

C. Regierungsprogramme oder die anderer nepalesischer Organisationen oder Gesellschaften sind möglichst zu unterstützen.

Abhängigkeit vermeiden

Weil es ungewiß ist, ob die Vereinigte Mission in Nepal eine lange Zukunft hat, müssen ihre Projekte und Institutionen notfalls ohne die Vereinigte Mission weitergehen. Deshalb ist es außerordentlich wichtig, die Abhängigkeit von ausländischem Personal und ausländischen Finanzmitteln zu vermindern.

Die Vereinigte Mission arbeitet mit Vorrang Pläne aus, wie der Besitz und die Verwaltung ihrer Einrichtungen in einheimische Hände übergeben werden können.

Nach und nach soll das ausländische Personal durch nepalesisches ersetzt werden. Bei der Auswahl und Einstellung aus einheimischen Mitarbeitern soll ihre Befähigung für bestimmte Aufgaben besonders berücksichtigt werden.

Historisch gesehen heißt das also: die ausländische Mission ist ins Land gekommen, hat christliche Institutionen aufgebaut, um die Nöte in der Bevölkerung lindern zu helfen. Sie wird ihr Fortbestehen nicht durch ausländische Missionen sichern, sondern durch einheimische Möglichkeiten, wie immer man sie finden, entwickeln und anwenden kann.

Die Ersetzung ausländischen Missionspersonals bedeutet nicht unbedingt, daß es aus dem Land herausgenommen werden muß. Dieses freigewordene Personal soll, nach dem Plan der Mission, an anderen Arbeitsplätzen im Lande eingesetzt werden.

Bereit für neue Arbeit

Seit ihren Anfängen war es die Tendenz der Mission, neue Wege und Formen zu finden für bestimmte Aufgaben. Es gibt praktisch unendlich viele Möglichkeiten hier. Wir sind nicht an traditionelle Arten und Formen der christlichen Mission in der Welt gebunden. Wir wollen jedem spontanen Einfall gegenüber offen sein und das, was Gottes Geist unter uns hervorruft, praktizieren. Es gibt menschliche Notgebiete, die noch in keiner Weise in Angriff genommen sind.

Die Vereinigte Mission kann nicht alles tun. Wir haben eine ganz bestimmte Wesensart; wir sind eine bestimmte Art von Leuten; wir haben besondere Ziele. Dies alles ist in unserer Verfassung niedergelegt. Darin liegen unsere Grenzen, innerhalb derer wir arbeiten, und die Spur, nach der wir gehen. Hierin müssen wir wahrhaftig sein. Aber innerhalb dieser Bedingungen und nach dem Glauben und den Mitteln, die Gott uns gibt, haben wir vor, auf jede Weise und an allen Orten, die uns offen sind, zu arbeiten.

Die Mission will ihren Dienst fortsetzen

Die Mission glaubt, daß in der heutigen Zeit der Herr eine Tür für seine Kirche und Mission geöffnet hat und Gelegenheit gibt, in Nepal zu arbeiten. Es gibt jetzt viel mehr Möglichkeiten für uns als bei unserem Beginn. Wir sind der Meinung, daß wir weiter wachsen und arbeiten wollen, wenn wir zu neuen Plätzen und neuer Arbeit gerufen werden. Deshalb bitten wir alle unsere Mitglieder und Freunde, in ihrer Mitarbeit mit uns in Gottes Mission in diesem Land weiterzumachen.

Buchbesprechung

»Der unvollendete Auftrag« — Dr. Klaus von Stieglitz
(Evang. Missionsverlag Stuttgart 1969)

Das Buch trägt den Untertitel: Mission am Beispiel der Gossner-Kirche in Indien. So bringt es denn auch quer durch alle Seiten Informationen über die geschichtliche Entwicklung der Gossner-Mission und Gossner-Kirche von ihren Anfängen an bis zur aktuellen Gegenwart. Doch der geschichtliche Teil des Buches, noch zusätzlich auf 7 engbedruckten Seiten knapp zusammengefaßt, ist nicht das entscheidende Wichtige an ihm.

Was an ihm geradezu aufregend wirkt, ist die Tatsache, daß es den Leser zum Augen- und Ohrenzeugen eines Vorganges macht, der in der deutschen Missionsgeschichte, wenn nicht erstmalig, so doch höchst ungewöhnlich ist: daß nämlich hier eine Missionsgesellschaft, die Gossnersche, ihre unmittelbare Bindung an ein Missionsfeld, auf dem sie 125 Jahre gearbeitet hat, und an die dort inzwischen selbständig gewordene Kirche von sich aus zu einem bestimmten Termin (1970) löst — freilich nicht ohne vorher die Zustimmung dieser Kirche eingeholt zu haben.

Das ist aber nur die eine Seite dieses missionsgeschichtlich bedeutsamen Vorgangs. Wird nur von ihr gesprochen oder wird sie überbetont, so ist es nur natürlich, wenn die Gemeinden in Deutschland, die die Arbeit der Gossner-Mission durch mehr als 100 Jahre getragen haben, sich beunruhigt fühlen und auch die indischen Gemeinden eher Abschiedstrauer und Sorge empfinden — als Freude.

Aber der Vorgang hat noch eine Kehrseite, die, ins rechte Licht gesetzt, deutlich macht, warum die Leitung der Gossner-Mission einen so schwerwiegenden Entschluß gefaßt hat. Indem sie sich aus der unmittelbaren Bindung an die Gossner-Kirche herauslöst, will sie nur den Weg dafür freimachen, daß diese von einer größeren Gemeinschaft aufgefangen wird, als es eine Missionsgesellschaft sein kann: von der Kirche (in erster Linie von der Evangelischen Kirche in Deutschland) und von der Ökumene.

Der Verfasser sagt zu der Entscheidung der Gossner-Mission ein überzeugtes »Ja«, weil auch ihm alles daran liegt, daß die Mission als »das Herz der Kirche« — nach einem von ihm weitergegebenen Wort von Missionsprofessor Walter Freytag — »nicht delegiert werden kann«, auch nicht auf eine Missionsgesellschaft, sondern dort zu schlagen hat, wo es hingehört, auf dem rechten Fleck: in der Lebensmitte der Kirche selber. Auch daß die Leitung der Gossner-Mission einen bestimmten Termin vereinbart hat, an dem die direkte Bindung an die Gossner-Kirche endet, findet seine Zustimmung, weil er etwas von dem Wagnischarakter der Mission weiß, dem es entspricht, in einer ganz bestimmten Situation auch einen Sprung nach vorne, in die Zukunft, zu tun.

Erst jetzt, an diesem Punkt, zu dem der Leser geführt worden ist, und nicht früher, leuchtet ihm denn auch der Titel ein, den der Verfasser seinem Buch gegeben hat: »Der unvollendete Auftrag«. Denn erst jetzt kommt ihm das ganze Geflecht von Fragen zu Gesicht, die noch unbeantwortet geblieben sind, und die Aufgaben, deren Vollendung noch aussteht. Das sind Fragen, die sich an die Kirche in Deutschland, an die Gossner-Kirche in Indien und an die Gossnersche Missionsgesellschaft selbst richten.

Die deutsche Heimatkirche, aus der die Sendboten des Evangeliums kamen, ist gefragt, ob sie bereit und auch darauf vorbereitet ist, an die Stelle der Missionsgesellschaft zu treten — nicht nur mit finanzieller Hilfe, obwohl diese sehr ernst zu nehmen ist. Es muß mit »Händen« und nicht nur mit »Händchen« — wie der Verfasser sich ausdrückt — gegeben werden, damit der unvollendete Auftrag vollendet wird.

Von noch größerem Gewicht aber als die Frage nach der finanziellen Hilfe, ist die nach der geistlichen Kraft der deutschen evangelischen Kirche. Reicht sie aus, um eine Kirche wie die Gossner-Kirche in Indien mitzutragen? Für den Kenner der indischen Missionsgeschichte steht als Warnung die erste deutsche Missionsgründung in Indien da, die Dänisch-Hallesche unter den Tamulen, die verkümmern mußte, weil ihre deutsche Heimatkirche durch eine kirchenfremde Weltanschauung ausgehöhlt und entkräftet war. Welch' eine Hochspannung an geistlicher Kraft dazu gehört, um einer anderen Kirche ein Partner im Geiste zu sein, mag ein Beispiel aus der technischen Welt — nach dem Worte Jesu: »Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts« — gleichnishaft veranschaulichen. Als bei der ersten Mondlandung die Landefähre auf der Mondfläche aufstieg und die ersten Menschen den Mond betraten, befanden sie sich in einer Gefahrenzone voll tödlicher Bedrohung. *Sie waren aber nicht einen Augenblick allein.* Das Weltraumschiff, aus dem sich die Landefähre losgelöst hatte, umkreiste ständig den Mond, um im Falle einer Katastrophe sofort zur Stelle zu sein. Auch die Kontakte mit der Erd-Bodenmannschaft, insbesondere ihrer höchsten Führungsgruppe, funktionierten ohne Unterbrechung Tag und Nacht, nicht nur mit wissenschaftlicher Präzision, sondern auch angetrieben von einer menschlichen Solidarität und Wachheit des Herzens ohnegleichen, so daß das kühne Unternehmen gelang. *Auch die Gossner-Kirche in Indien darf nicht allein gelassen werden.* Ist die Kirche in Deutschland im Geben und Nehmen von Kirche zu Kirche zu solcher Wachsamkeit des Herzens bereit? Diese Frage will beantwortet sein.

Die Gegenfrage an die Gossner-Kirche lautet dahin, ob sie kontaktfähig genug ist, um die Gemeinschaft mit anderen Kirchen, insbesondere der Kirche in Deutschland, zu suchen und festzuhalten. Eins hat sie der älteren Kirche voraus: die Eingliederung der Mission in die Kirche. Sie erfolgte bereits im Jahre 1925, als die deutschen Missionare nach ihrer Ausweisung im ersten Weltkrieg wieder auf ihr indisches Missionsfeld zurückkehrten. Die Missionare wurden in gegenseitiger Vereinbarung der Leitung der inzwischen verselbständigten indischen Kirche unterstellt: auch ein Sprung und nicht nur ein Schritt in die Zukunft. Heute hat die junge Kirche ihren eigenen Missionsdirektor, nicht den einer Missionsgesellschaft, sondern der Kirche selber. So ist sie eine Missionskirche im vollsten Sinne des Wortes. Die Frage aber, die auch hier noch offen bleibt, ist die: Hat die Gossner-Kirche auch die Kraft, ihre Missionsarbeit über ihre Kirchengrenzen und die Grenzen ihres Volkstums hinaus zu verlegen? Und hat sie — abgesehen von ihrer Mitgliedschaft in ökumenischen Organisationen — einen lebendigen Kontakt mit Kirchen an Ort und Stelle? Der Versuch, sich mit den benachbarten lutherischen Kir-

chen zu vereinigen, blieb in den Ansätzen stecken. Zu einem Anschluß an die nordindische Kirchenunion ist sie noch nicht bereit, und mit der anglikanischen Kirche in nächster Nähe verbindet sie recht eigentlich nur die jährlich gemeinsam durchgeführte Evangelisation unter den Nichtchristen (bezeichnend, daß gerade die Mission die beiden Kirchen zusammenführt). Aber eine volle Gemeinschaft ist nicht in Sicht. Ein unvollendeter Auftrag auch hier! Und die Gossnersche Missionsgesellschaft selbst? Die Frage nach der Eingliederung der Mission in die Kirche, *das eigentliche Thema dieses Buches*, zieht sich wie ein roter Faden durch ihre ganze Geschichte. Für ihren Gründer, Joh. Gossner, war sie zeit- lebens eine programmatische Forderung, auch nachdem er unter dem Zwang der bestehenden Gesetze eine eigene Missionsgesellschaft gegründet hatte. Er weigerte sich, seine Freunde, die damals schon in ökumenischer Streuung sein Missionswerk unterstützten, in Vereine zu sammeln. Diese gebrochene Haltung zu jeder Art von Organisation (ein Reflex der Tatsache, daß die Kirche keine von Menschen manipulierte Größe ist) vererbte er auch auf seine Nachfolger. Endlich, zur Zeit des Kirchenkampfes, kam es auf Gedeih und Verderb zu einer *vollen inneren Einheit* zwischen der Gossner-Mission und der Bekennenden Kirche, »weil diese Kirche eben wirklich Kirche war«. Als 1925 die deutschen Missionare der indischen Kirchenleitung unterstellt wurden, erlebte die Gossner-Mission — nicht schmerzlos — auch die *organisatorische* Eingliederung in die Kirche. Sie steht nun zum zweiten Male vor derselben Frage, jetzt aber gegenüber der eigenen deutschen Heimatkirche. Sie hat noch während der Zeit, in der sie ihre direkte Bindung an die Gossner-Kirche in Indien in eine indirekte umwandelte, neue Missionsarbeit aufgenommen: Industrie- und Großstadt-Mission in Kenia und Sambia (Afrika) und Beteiligung an der Nepal-Mission (Indien). So ist sie gefragt, ob sie diese Arbeit in Zukunft als Gesellschaftsarbeit oder in der ihr einmal geschenkten Einheit von Kirche und Mission durchführen wird. Die Praxis wird es erweisen.

Die Problematik, die hinter all diesen Ausführungen steckt, faßt der Verfasser in seinem Buch »Der unvollendete Auftrag« in drei Sätzen konsequent zusammen (Seite 158 und 159, a, b, c):

- a) Die Einheit von Kirche und Mission ist nicht eine Wunschvorstellung, die man nach Belieben in Betracht ziehen kann, sondern die notwendige und einzig wesensgemäße Lebensform einer Kirche, die ihren Auftrag vollenden will.
- b) Die Mission hat das Recht und die Pflicht, ihre Rückgliederung in eine Kirche zu verweigern, die ihre Ordnung und Aufgabe nicht durch das Neue Testament bestimmen läßt.
- c) Diese Einheit kann nicht darauf warten, bis beide Partner von einer jedermann überzeugenden Wirkung und Lebendigkeit sind. Wirkung und Lebendigkeit sind die Folgen ihrer Vereinigung.

Wir fügen aus Gerechtigkeitsgründen nur einen Satz zwischen b) und c) hinzu:

Die Kirche hat das Recht und die Pflicht, die Rückgliederung in die Kirche einer Mission zu verweigern, die ihre Ordnung und Aufgabe nicht durch das Neue Testament bestimmen läßt.

Zum Schluß ein Wort des Dankes an den Verfasser. Er ist in der Mission kein Profi, d. h. er hat nie hauptamtlich in einer Missionsgesellschaft gearbeitet. Er ist als Vorsitzender der Missionskammer der Evangelischen Kirche von Westfalen Repräsentant der Kirche. Und hat sich doch in einer so kurzen Zeit und auf einer so kurzfristigen Indienreise nicht nur Sachkenntnisse erworben, sondern ist auch mit der Kirche und Mission in Indien und dem indischen Menschen in einen lebendigen persönlichen Kontakt gekommen. Damit könnte er den Profis in der Mission helfen, die Hemmungen zu überwinden, die sie gegen eine völlige oder zu schnelle Eingliederung der Mission in die Kirche haben, weil sie — nicht ganz zu Unrecht — fürchten, daß das beste Erbe der alten, gesellschaftlich »betriebe-ten« Mission im Bürokratismus eines kirchlichen Missionsreferates verlorengehen könnte: der Persönlichkeitscharakter ihrer Arbeitsweise daheim und draußen.

Hans Löffel

Für Freunde der Mission stehen in unserem Haus Gastzimmer zur Verfügung. Wir freuen uns über Berlin-Besucher, die einige Tage hier weilen.

Zwei Bitten:

Rechtzeitige Anmeldung und Eintreffen im Haus nicht später als 21.30 Uhr.

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto Hannover 1083 85

Wir suchen für dieses Mitteilungsblatt neue Abonnenten!

Geben Sie uns, bitte, Anschriften bekannt

Lesen und weitergeben!

Mitteilungen

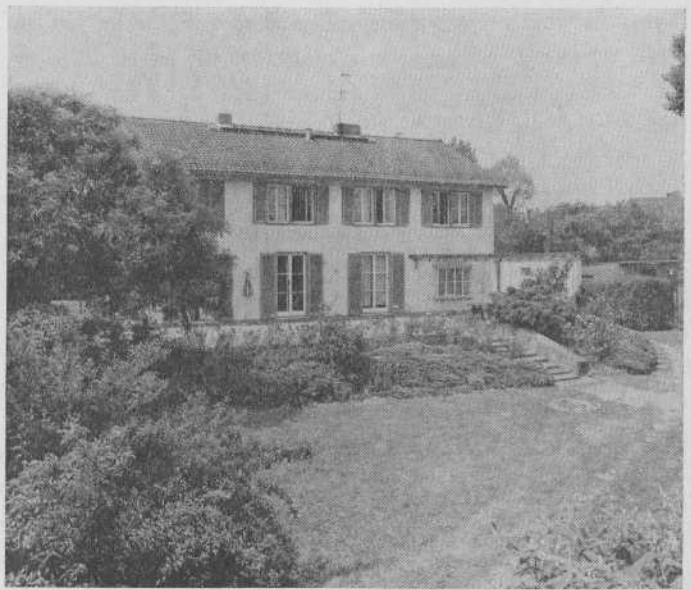
aus der Arbeit der Gossner Mission

Gossnerhaus Mainz-Kastel

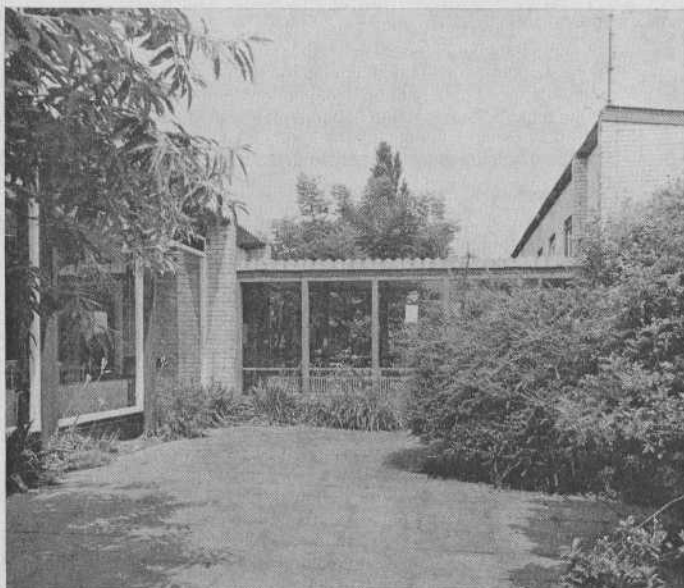
SPRUNG ÜBER DEN RHEIN

Die Gossner Mission wechselt am 1. November 1970 von dem rechtsrheinischen Mainz-Kastel (Hessen) nach dem linksrheinischen Mainz (Landeshauptstadt von Rheinland-Pfalz) hinüber. Warum?

Als 1949 in Mainz-Kastel mit dem Aufbau begonnen wurde, sollte eine Zweigstelle der Gossner Mission für Westdeutschland entstehen. Der Plan war 1948 vom Kuratorium der Gossner Mission während der Blockade von Berlin gefaßt worden. Man wußte nicht, ob in Zukunft vom alten Zentrum aus die Verbindung mit der Gossner Kirche in Indien und mit den Freunden der Gossner Mission in West-Deutschland aufrecht erhalten werden konnte. Der Raum Mainz wurde als Sitz gewählt, weil die Gossner Mission der ev.-theologischen Fakultät an der 1946 eröffneten Johannes-Gutenberg-Universität einen Lehrstuhl für Allgemeine Religions- und Missionswissenschaft gestiftet hatte. Studenten, vor allem Theologen und Mediziner, die sich für den Missionsdienst vorbereiten, sollten im neuen Gossner-Haus eine Wohnung finden. Der Anfang war bescheiden, denn es war nicht ein Pfennig zum Aufbau vorhanden. Aber junge Christen aus der ganzen Welt, die für die Verständigung der Völker arbeiten wollten, kamen durch Vermittlung des Weltkirchenrats nach Mainz-Kastel und bauten 1949 eine Steinbaracke, 1950–1956 das große Haus. Es wurde wirklich groß, denn nicht nur Studenten frag-



Die neuen Gebäude: das Albert-Schweitzer-Haus;
unten das Jochen-Klepper-Haus



ten nach Wohnraum, sondern auch mehr und mehr Jugendliche, die im Industriegebiet der Rhein-Main Spitze zwar eine Lehr- oder Arbeitsstelle, aber keine Unterkunft fanden. So entstand neben dem Studentenheim das Jugendwohnheim der Gossner Mission in Mainz-Kastel. 20 Jahre hindurch konnte jungen Menschen zu einer Berufsausbildung verholfen werden. Inzwischen waren aber auch ganz neue Aufgaben auf die Gossner Mission in Mainz-Kastel zugekommen. Die Umwelt konnte nicht ohne Einfluß auf die Missionsarbeit bleiben: alte und neue Industrie in wachsender Dichte veränderte die Lebensgewohnheiten der Menschen, die Landschaft und die Städte. Die Fragen der Industrialisierung und Urbanisierung verlangten nach neuen Antworten der Gesellschaft und auch der Kirche. Die Theologie hatte diese Antworten nicht, niemand kannte sie. Sie mußten dort gesucht werden, wo sie entstanden: in der Industrie. Deshalb gingen die Mitarbeiter der Gossner Mission in Mainz-Kastel als Hilfsarbeiter in die umliegenden Fabriken, deshalb entstand nach der Synode der EKD in Espelkamp 1955, die »die Welt der Arbeit« zum Thema hatte, das »Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft«. Mittlerweile hat es in 14 Halbjahreskursen Pfarrern aus deutschen und ausländischen Kirchen eine zusätzliche Ausbildung für die Problematik der Industriegesellschaft gegeben. Hier waren schon vorher die ersten Industriepraktika für Theologiestudenten entstanden, die sich dann in die Landeskirchen fortpflanzten. In den letzten Jahren wurde mehr und mehr erkannt, wie die Konzentration von Industrie und Handel die Städte anwachsen ließ, den Wohnsitz veränderte und das Zusammenleben der Men-

schen beeinflusste. Diese Verbindung von Arbeiten und Wohnen, Beruf und Freizeit, Industrie und Stadt als Aufgabe für die Kirche erhielt in der Ökumene den Namen »Urban-Industrial-Mission (UIM)«. Offiziell wurde festgestellt: »Das Kuratorium hat auf seiner Sitzung im Herbst 1967 erkannt, daß die Arbeit der Gossner Mission in Zukunft in steigendem Maße durch die UIM bestimmt sein wird. — Die Missionsleitung wird beauftragt, in der Planung der Arbeit der nächsten Jahre die personellen und finanziellen Erfordernisse für die funktionalen Aufgaben der UIM angemessen zu berücksichtigen.« So war das Gossner Haus in Mainz-Kastel zum Zentrum einer Arbeit geworden, die in der Ökumene als eine der vordringlichsten Missionsarbeiten angesehen wird.

Deshalb war es folgerichtig, daß mit Indien eine neue Zusammenarbeit zwischen dem Ökumenischen Institut für Sozial- und Industriearbeit in Durgapur und der Gossner Mission entstand. In Ost-Afrika wurde in Zusammenarbeit mit der All-Afrikanischen Konferenz der Kirchen und dem Weltkirchenrat in Genf ein Seminar »Kirchlicher Dienst in der Großstadt« gehalten. Eine UIM-Arbeit des Nationalen Christenrats in Kenya wurde mit Hilfe des ehemaligen Seminarteilnehmers von Mainz-Kastel, Pfarrer Jochen Riess, in Nakuru/Kenya begonnen. Geplant ist für 1971/72 ein Seminar der All-Afrikanischen Konferenz der Kirchen und des Weltkirchenrats in West-Afrika in französischer Sprache unter Beteiligung der Gossner Mission mit Pfarrer Gerhard Mey aus dem 12. Halbjahreskurs in Mainz-Kastel.

Diese Arbeit der Gossner Mission in Übersee und im eigenen Land erfordert soviel Zeit und Kraft, daß das Jugendwohnheim aufgelöst werden mußte. Diese Aufgabe bedarf auch einer Neubestimmung und wird bereits von dem Evangelischen Jugendaufbaudienst und der Evangelischen Jugendsozialarbeit mitgeleistet. Ohne das Jugendwohnheim ist das Haus in Mainz-Kastel aber zu groß und zu teuer geworden. Es sollte nicht durch irgendeine neue Arbeit gehalten werden, die zwar das Haus gefüllt und damit das nötige Geld hereingebracht hätte, aber nicht zur eigentlichen Urban-Industrial-Mission gehört. Deshalb wurde das Haus in Mainz-Kastel aufgegeben. Ein Industrieunternehmen wird hier ein Schu-

lungszentrum für ausländische Arbeitnehmer einrichten. Das ist eine Arbeit, die von der Gossner Mission voll und ganz bejaht wird.

Das neue Zentrum der Gossner Mission liegt in Mainz unmittelbar neben der Johannes-Gutenberg Universität. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau hat das »Albert-Schweitzer-Haus« und das »Jochen-Klepper-Haus« zur Verfügung gestellt. Sie dienen bisher der Studentenarbeit, die jetzt in einem größeren Neubau fortgeführt wird. In diesem neuen Gossnerzentrum werden die Kurse des »Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft« weitergehen, ökumenische Begegnungen stattfinden, die Zusammenarbeit mit Industriebetrieben, gesellschaftlichen Organisationen und kommunalen Stellen geplant und verwirklicht. Von diesen beiden Häusern aus erfolgt auch die Urban-Industrial-Mission in Indien (Durgapur) und Afrika (Nakuru) und die Vorbereitung künftiger Seminare in Übersee.

Die Umzugspläne stießen auch auf Bedenken: ist Mainz-Kastel nicht zu einem festen Begriff für unsere Arbeit geworden? Hängen an diesem Haus nicht zu viele Erinnerungen derer, die es mit ihren Händen in den ökumenischen Aufbaulagern errichtet haben? Wird sich das in 21 Jahren Bewährte auch in das neue Zentrum über den Rhein mitnehmen lassen? Die Mitarbeiter bedenken diese Fragen. Sie wissen aber auch, daß Mobilität und Flexibilität die Kennzeichen der urbanen und industriellen Gesellschaft sind. Haben sie nicht gerade für die Missionsarbeit in Übersee immer gegolten, heute aufs neue für die Gossner Mission, wenn sie nach Nepal und Zambia gegangen ist? Weil dieser Sprung über den Rhein um der Arbeit willen geschieht, wird er auch von all denen begrüßt, die bisher in Mainz-Kastel mitgearbeitet haben.

Christa Springe, Pfarrer

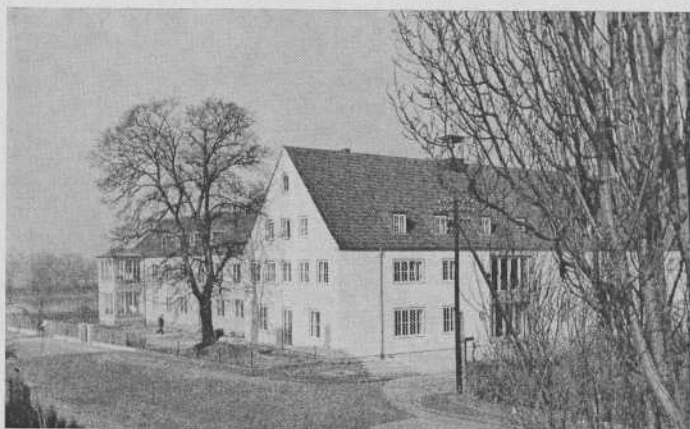
Horst Symanowski, Pfarrer

Ab 1. November 1970 lautet die neue Anschrift:

GOSSNER Mission
65 MAINZ am Rhein
Albert-Schweitzer-Straße 115
Tel.: 0 61 31 — 2 04 93
0 61 31 — 2 45 16

(Unter dieser Anschrift bleiben die bisherigen Konten von Postscheck Hannover 10 83 05, Mainzer Volksbank 48 34, Commerzbank 38 03 590 bestehen.)

Das bisherige Gossnerhaus in Mainz-Kastel



MISSION IN NEPAL

Rechenschaftsbericht der Vereinigten Mission vom April 1970

Das Land öffnet sich

Mehr als 180 Jahre lang, während der Periode der Politik der geschlossenen Tür, war es keinem Nepalesen erlaubt, im Lande als Christ zu leben; daher gab es dort keine Kirche. Außerdem bekam keine ausländische christliche Mission die Erlaubnis, im Lande zu arbeiten. Gelegentlich kamen indische Wanderprediger ins Land, wurden aber im allgemeinen ausgewiesen.

Diese Situation wandelte sich 1951 entscheidend mit dem Wechsel des Regimes. Die Politik der Abschließung hörte auf, obgleich

● Gesetze bestehen blieben, die Religionswechsel und Bekehrung verbieten. Während dieser neuen Periode wanderten Christen aus Indien in Nepal ein und fanden dort verschiedene Arten der Beschäftigung. Die meisten von ihnen waren ehemalige Nepalesen, die in das Land ihrer Vorfäter zurückkehrten, ferner aktive Christen in verschiedenen ausländischen Organisationen, die in Nepal arbeiteten. In dieser Zeit kamen auch ausländische christliche Missionen ins Land und erhielten dort die Aufenthaltsgenehmigung für ihre Mitarbeiter, gewöhnlich auf der Grundlage von Verträgen, die besagen, daß sie solche Dienste tun dürfen, die mit den nationalen Entwicklungsplänen im Einklang stehen. Christen von unterschiedlicher Herkunft haben sich zu kleinen Gruppen und Gemeinschaften zusammengeschlossen in verschiedenen Formen von Gottesdienst, Zeugnis und Arbeit. Diese Gruppen sind weit verstreut in etwa 30 Orten. Es wird heute schätzungsweise 500 ausländische und 200 nepalesische Christen in dem Himalaja-Land mit ca. 10 Millionen Einwohnern geben.

● *»Vereinigte Mission« entsteht*

Die »Vereinigte Mission in Nepal« wurde 1954 gegründet. Ein Regierungsvertrag erlaubte ihr, Gesundheitsdienst in Kathmandu und Tansen für einen Zeitraum von 5 Jahren aufzunehmen. Während dieser ersten Zeit schloß die Mission zusätzliche Abkommen ab, um diese beiden Krankenhäuser zu erweitern, Kliniken in dem größten Talgebiet einzurichten, das Hospital Bhatgaon zu erbauen, die Höhere Mädchenschule in Kathmandu zu eröffnen und das Gemeinde-Dienstprogramm im Distrikt von Gorkha zu beginnen. Nach Ablauf der fünf Jahre erhielt die Mission eine Verlängerung ihres Vertrages für weitere zehn Jahre. Während dieser zweiten Periode fuhr die Mission fort, bestehende Projekte auszubauen und neue zu beginnen. So startete sie das Okhaldhunga-Projekt eine Arbeit in Dandeldhura, was später geschlossen wurde, errichtete das technische Institut von Butwal und wurde kooperatives Mitglied in der Knabenschule von Pokhara. Einige ihrer Anträge für Arbeiten wurden abgelehnt, andere wurden genehmigt. Während dieser Jahre erlebte die Mission ein sehr schnelles Wachstum. Um die große Organisation zu verwalten, richtete die Mission ihr Hauptbüro in Kathmandu ein.

Mit nichts begonnen

In diesen ersten Jahren waren Regierung sowie Mission sich beim Unterzeichnen der Verträge einig, daß es Aufgabe der Mission sei, mit ihren eigenen Plänen voranzukommen, zu bauen, zu finanzieren, Mitarbeiter zu finden und jedes Projekt durchzuführen. Damals gab es praktisch keine beruflich ausgebildeten Leute im Land. Es gab keine nationalen Entwicklungspläne, in die die Arbeit der Mission paßte. Es gab wenig oder nichts, worauf man sich stützen konnte. Die Regierung hatte kein Geld zur Unterstützung für diese Arbeit. Die einzige Möglichkeit war, seinen eigenen Weg zu gehen, und das im Gebet um Gottes Leitung.

Die Mission hat 1954 mit nichts begonnen und dann ihre eigenen Vorhaben und Institutionen eingerichtet. Sie hat die allgemeinen Richtlinien der betreffenden Regierungsabteilungen in ihrer Arbeit befolgt und hat Arbeitsberichte an die betreffenden Ämter gegeben sowie Verbindung mit Beamten und Regierungsprogrammen aufgenommen. Die Mission sieht es als Aufgabe an, ihre Arbeit so weit und lange voranzutreiben und auszuweiten, wie es den Umständen nach möglich ist.

Nationaler Fortschritt

Während dieser 15 Jahre des Wachstums der Mission hat sich das Land in enormer Weise weiterentwickelt. Heute sind Programme und Strukturpläne in fast allen Teilen des Landes in Angriff genommen. Akademische und berufliche Ausbildung jeder Art wächst sprunghaft. Die Vorstellungen über die Beziehungen zu ausländischen Personen und Organisationen im Lande haben sich gewandelt. Diese Faktoren zeigen eindrucklich den Fortschritt, und zwar sowohl bei örtlichen Behörden als auch bei der Regierung.

Neuer Regierungsvertrag 1969

Ende 1968 lief unser zweites Abkommen aus. Das ganze Jahr 1969 über lebten wir ohne Vertrag, während wir über eine Verlängerung verhandelten. Diese ist jetzt genehmigt worden, und wir können nun für weitere fünf Jahre bis Ende 1974 die Arbeit der Mission fortsetzen. Während der letzten paar Jahre erlebten wir, daß sich die Haltung der Regierung gegenüber ausländischen Christen, auch gegenüber der Vereinigten Mission, geändert hat. Das erste Anzeichen war die Entscheidung auf höchster Ebene, daß keine weiteren Missionsschulen eröffnet werden dürfen. Das bezieht sich auf Schulen, die der Mission gehören und solche, die von ihr unterhalten werden. Andere Anzeichen waren die Verweigerung einiger neuer Projekte. Auf Grund unserer Gespräche über das neue Abkommen haben wir die Überzeugung gewonnen, daß die Regierung es billigt, wenn die Mission ihre gegenwärtigen Tätigkeiten und Vorhaben vorläufig weiterführt. Aber

sie wünscht nicht, daß wir irgendwelche neuen Projekte beginnen. Die Arbeit ausländischer Organisationen soll unter Aufsicht von Regierungsbeamten durchgeführt werden, indem sie die Regierungsprogramme fördern und unterstützen.

Diese rasche Entwicklung veranlaßt uns, sorgfältig darüber nachzudenken, wie wir unseren Aufenthalt, unsere Projekte und unsere Arbeit in Zukunft gestalten sollen. Die folgenden Richtlinien sind ein Versuch, Antwort darauf zu finden. (Fortsetzung folgt)

Ein Dorf in Zambia

Mf. Temple hatte drei sogenannte Frauenclubs zusammengemeldet, was mit der Ankündigung eines zu sehenden Filmes leicht war. Auch ein paar Männer und Unmengen von Kindern kamen. Als ich dazu kam, saßen die Frauen auf Schulbänken und anderen Sitzgelegenheiten im Freien im Anblick eines großen Kessels, in dem eine Gemüsesuppe ihrem Ende zu kochte. Ein Mann, wahrscheinlich ein dafür zuständiger Beamter, hielt eine Belehrung über richtige Ernährung. Besonderes Thema war: 1. man kann Eier essen. 2. wie kann man Eier essen? Der »Unterricht« ging echt sokratisch im Dialog vor sich. Vor allem waren es natürlich die Frauen, die redeten. Aber dann meldeten sich auch die Männer, jedenfalls ein Mann zu Wort. Er sagte, die Väter hätten aber gesagt, Eier zu essen sei nur für den Mann gut. Unausgesprochen stand dahinter freilich eine große Sorge: Man glaubt, wer Eier ißt als Frau, wird unfruchtbar. Inwieweit hier, wie ja wohl meistens, ein Tabu der Vorwand für einen Vorteil darstellt, mag dahinstehen. Aber nun ging es mit unseren Mitarbeiterinnen rund. Sie demonstrierten beinahe handgreiflich, daß hier ein Aberglaube vorliegt. Nach der »Unterrichtsstunde« gab es dann, soweit ich noch erleben konnte, jene Gemüsesuppe für alle. Offenbar war auch dies ein Teil des Demonstrationsprogramms. Unsere Mitarbeiterinnen erzählten, daß sie bereits für den nächsten Samstag engagiert seien, um dann den Frauen in praxi vorzuführen, wie man Eier zubereitet, ißt und, was sehr wichtig ist, an Kinder verfüttert.

(Aus einem Brief von K. Schwerk, z. Z. Lusaka)

Pfarrer Otto †

Pfarrer Friedrich Wilhelm Otto, Berlin, ist am 7. Juni 1970 im 70. Lebensjahr heimgegangen. Er war seit 1934 Mitarbeiter der Gossner Mission und später lange Jahre Mitglied des Kuratoriums der Gossner Mission.

Gossnerchrist als Politiker in Neu-Delhi

In einem Wahlbezirk bei Ranchi fand kürzlich eine Nachwahl für das Zentralparlament in Neu-Delhi statt. Gewählt wurde N. E. Horo, langjähriger Geschäftsführer der Kirchenleitung der Gossnerkirche. Er besiegte mit deutlichem Abstand seinen Gegner von der nationalistischen Jana Sangh Partei. N. E. Horo hatte sich bisher aktiv an der Politik des Bundeslandes Bihar beteiligt.

Die Gossnerkirche wird größer — ein »Missionsfeld« weniger

Westlich von Chotanagpur — dem Hauptgebiet der Gossnerkirche — liegt der Distrikt Surguja. Rund um die Stadt Ambikapur sind in den letzten 20 Jahren eine Reihe von Christengemeinden entstanden. Ein südindischer Missionar übernahm die Verantwortung, finanziert wurde die Arbeit von amerikanischen Lutheranern. Mithelfende Missionare kamen aus der benachbarten Gossnerkirche. Die Zahl der Getauften liegt bei etwa 5 000.

Vor wenigen Wochen ist nun von den zuständigen Organisationen beschlossen worden, daß dieses Missionsfeld vom 1. 1. 1971 an der Evang. luth. Gossnerkirche eingegliedert wird. Die Leitung der Gossnerkirche benannte den Pastor Ekka aus Lohardaga zum neuen Leiter dieses Arbeitsgebietes. Es ist zu erwarten, daß in absehbarer Zeit das Gebiet Surguja zusammen mit einem anderen Missionsfeld der Gossnerkirche, das in der Nähe liegt, zu einem 6. Kirchenbezirk (Anchal) zusammengefaßt wird. In diesem Gebiet leben fast ausschließlich Christen aus dem Stamm der Uraons.

Aus einer indischen Illustrierten

Die Illustrated Weekly of India brachte 1969 eine Weihnachtsnummer heraus mit dem Thema: Was Indien dem Christentum verdankt. Da heißt es Seite 8: »Christliche Tatkraft hat Indien über 150 Colleges (im Universitätsrang) gegeben, dazu 2177 Oberschulen, 214 technische Schulen, 153 Lehrerseminare, 620 Hospitäler, 670 Polikliniken, 86 Zentren der Aussätzigen-Arbeit, 713 Waisenhäuser, 87 Altenheime, 681 Internate und Wohlfahrtsorganisationen, 275 Krippen, 44 landwirtschaftliche Anstalten, 27 Industriezentren und allerhand Anstalten für Blinde, Taubstumme und Körperbehinderte.

Welche andere Gemeinschaft hat soviel getan für unser Land? Vergessen sind dabei die Tausende von Elementarschulen. Das erste Christian Medical College, diese erste medizinische Schule in ganz Asien, wurde 1894 in Ludhiana gegründet. In der Illustrierten heißt es: »Moderne Behandlung des Aussatzes war in Indien solange unbekannt, bis menschenfreundliche Missionare sich dieser Aufgabe annahmen« (S. 12).

Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner Mission:

Postschekkonto: Berlin West 520 50

Postschekkonto: Berliner Bank 04/7480

Wir suchen für dieses Mitteilungsblatt neue Abonnenten!

Geben Sie uns, bitte, Anschriften bekannt

Lesen und weitergeben!

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission



ES IST SOWEIT

Unsere ersten Zambia-Mitarbeiter reisen am 15. Juni 1970 aus.

Mehrere Monate vergingen mit Verhandlungen und intensiven Vorbereitungen, aber jetzt ist es soweit: Unsere siebenköpfige Mannschaft – kurz Team genannt – reist im Juni für die neue Arbeit in Zambia aus.

Missionsinspektor Dipl.-Ing. Schwert hatte in diesen Wochen die verantwortliche Vorbereitungsarbeit zu leisten. Im April/Mai kam die Gruppe zunächst im Haus der helfenden Hände in Beienrode und dann im Haus der Mission in Berlin zusammen. Das gemeinsame Leben mußte geübt und viele Einzelfragen durchgesprochen werden; vor allem wurde diese Zeit genutzt, um sich die Grundkenntnisse der Tonga-Sprache, die in unserem Arbeitsgebiet gesprochen wird, anzueignen. Rev. Hopgood/England leistete dabei wertvolle Hilfe.

So sieht die Gruppe aus: Pfarrer Kriebel/Berlin, als Leiter, und Ehefrau; Herr Krawolitzki/Geislingen-Steige, Sozialarbeiter; Herr van Keulen/Holland, Landwirt, und Ehefrau; Herr Köhpccke/Germering, Bauingenieur; Frau Köhpccke, Krankenschwester. Der Aussendungsgottesdienst fand am 24. 6. 1970 in Berlin-Wilmersdorf statt. Missionsinspektor Schwert wird das Team nach Zambia begleiten und in die Arbeit einführen. Im kommenden Frühjahr soll die Gruppe durch weitere Mitarbeiter verstärkt werden.

Unser Bild von links nach rechts: Krawolitzki, Schwert, van Keulen, Frau van Keulen, Bischof Scharf, Dr. Berg, Frau Köhpccke, Köhpccke, Frau Kriebel, Kriebel.



Staatspräsident Kaunda/Zambia besucht Berlin am 5. Mai und Bischof Scharf unterzeichnet den Vertrag zwischen der Regierung von Zambia und der Gossner Mission.



Rechts: Missionsdirektor Dr. Berg begrüßt Präsident Kaunda.

STAATSPRÄSIDENT KAUNDA IN BERLIN

Unterzeichnung des Vertrages mit der Gossner Mission

Vom 27. April bis 6. Mai weilte Präsident Dr. Kenneth David Kaunda zum Staatsbesuch in der Bundesrepublik und in West-Berlin. Dreimal hatte ich Gelegenheit, ihn zu sehen und zu hören. Am intensivsten in Berlin am 5. Mai, als es auf Wunsch des Präsidenten zu einer Begegnung zwischen ihm und der Gossner Mission kam.

In seiner Gegenwart unterzeichneten Bischof Scharf und ich jenen Vertrag mit der Regierung Zambias, nach dem die Gossner Mission die Einladung annimmt, in die Südpfrovinz des afrikanischen Landes bis zu 15 Mitarbeiter zu entsenden und dem Heil und dem Wohl von ca. 50 000 Menschen am Kariba-Stausee zu dienen.

Ihr Zambia-Boten der Gossner Mission

seid nicht allein auf Euren eigenen, unruhewollen oder einfallsreichen, irrenden oder doch auch richtig und vernünftig entscheidenden Geist angewiesen bei dem, was Ihr angreift. Gott will Euch seinen Geist der Klarheit und Wahrheit schenken, der gelassen und zuversichtlich macht und gewisse Schritte sowie gute Entschlüsse fassen läßt. Dieser Geist macht stark, hält Euch als Team beieinander in tiefer Einmütigkeit des Handelns.

Was ist die Hauptaufgabe dieses Geistes? Der Friede, sagt die Schrift. Hier steht jenes Wort »Schalom«, das heute in der Diskussion der Christen eine große Rolle spielt. In Holland, dem

Unser Vorsitzender hatte nach der Unterzeichnung dem Staatspräsidenten die ersten sieben Mitarbeiter von der Gossner Mission vorgestellt, deren Aufbruch am 15. Juni erfolgen soll. Bischof Scharf hatte gleichzeitig daran erinnert, welchen nachhaltigen Einfluß der Vortrag Dr. Kaundas in Uppsala im Juli 1968 über die Nöte der Dritten Welt auf ihn und die Delegierten der deutschen Kirchen gemacht habe.

Der Präsident hieß in warmen, herzlichen Worten die Unseren in seinem Land willkommen. Man wird von ihnen keine Wunder erwarten, sondern schlichten Dienst in Bescheidenheit und Hingabe; und daß sie sich darin als Jünger Jesu Christi bewähren.

Uns schien, daß der hochgestellte Staatsmann — Sohn eines missionarisch tätigen Katecheten — in seinem verantwortungsvollen politischen Amt auf der weithin sichtbaren Plattform des afrikanischen Kontinents bemüht ist, selber ein Beispiel solch demütigen Dienstes zu geben. Es gibt ihrer nicht allzu viele seines Ranges heute, von denen man das sagen kann.

Ch. Bg.

Heimatland einer Familie von Euch, gibt es »Schalom-Gruppen«. Dieses hebräische Wort faßt in sich das Heil und das Wohl zusammen. Nicht nur der persönliche innere Frieden, aber auch nicht nur die äußere Pazifizierung ist gemeint, unterhalb derer es Grollen und bitteres Gegeneinander gibt. Im Frieden, den Gott geben, um den er gebeten sein, den er segnend zusprechen will, ist das Heil für uns Menschen — die Gewißheit der letzten Geborgenheit — und das Wohl, nämlich ein Leben in Menschenwürde und fern von Unterdrückung, zusammengefaßt.

Möchtet Ihr in dieser Berufung Gesegnete unseres Gottes sein und bleiben! (Aus dem Aussendungsgottesdienst am 24. 5. 1970 in Berlin)

Mainz-Kastel:

Von unten gesehen

Nach Beendigung des 14. Halbjahreskurses des »Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft« bereiten wir für die »Höhere Fachschule für gemeindliche Dienste« in Darmstadt einen 8-Wochenkurs in Mainz-Kastel vor. Während dieser Zeit werden die Studierenden im Rahmen ihrer 3jährigen Ausbildung in die Organisation und Problematik unserer Gesellschaft eingeführt.

Wir bitten unsere Freunde weiterzusagen, daß das Industriepraktikum für Theologiestudenten, das seit vielen Jahren in Mainz-Kastel stattfindet, 1970 erstmalig Studenten *aller* Fakultäten mit folgender Einladung angeboten wird:

Von unten gesehen sieht die Gesellschaft anders aus, als mancher glaubt oder wahrhaben will. In dieser Perspektive verlieren Schlagworte wie Partnerschaft, Mitverantwortung, Eigentum, Leistung, Freizeit usw. ihren verführerischen Klang.

Es ist wichtig, daß *Studenten aller Fakultäten* auf einem Spannungsfeld der Gesellschaft arbeiten und ihre Erfahrungen gemeinsam *reflektieren*.

Es geht den Pädagogen und den Theologen, den Medizinerinnen und den Juristen an, erst recht den Techniker, den Ökonomen und den künftigen Sozialarbeiter, wie die tägliche Arbeit den Einzelnen und seine Umwelt prägt, Demokratie verhindert oder fördert.

Vor der praktischen Arbeit liegen 5 Einführungstage (12.–16. August). Nach der Erwerbsarbeit (17. August bis 2. Oktober) werden die Erfahrungen systematisiert, die während des Praktikums in begleitender Gruppenarbeit ausgewertet wurden (3.–6. Oktober).

Wir laden Sie ein zu diesem

Industriepraktikum im Gossnerhaus

vom 11. August bis 7. Oktober 1970.

Sie werden in der Industrie oder in einem Dienstleistungsbetrieb arbeiten. Ihr Verdienst wird ca. 1 100,— DM brutto betragen. Aus diesem zahlen Sie für Unterkunft und Verpflegung 500,— DM. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau stellt jedem Praktikanten zusätzlich 100,— DM zur Verfügung. Die Zahl der Plätze ist auf 20 begrenzt.

Anmeldungen erbitten wir bis zum 15. Juni 1970.

Kurz nach seinem Besuch in Mainz-Kastel, über den wir in den letzten Nachrichten berichtet hatten, starb plötzlich Dr. Dai Kitagawa vom Weltkirchenrat in Genf. Die Zusammenarbeit mit ihm erfüllte uns mit großer Freude, gerade bei den Vorbereitungen auf den nächsten Pastorenkurs in Afrika.

Für die Mitarbeiter in Mainz-Kastel

Christa Springe Horst Symanowski

Mädchenschicksale in Indien

Aus einem Brief von Schwester Monika Schutzka, Hospital Amgaon.

Jetzt haben wir in unserm Krankenhaus nur noch eine kleinere Gruppe von Mädchen, die zum Teil neu sind und sich erst einarbeiten müssen. Jedoch eine Freude hatten wir, als eine *Freundin von Sita*, mit der sie zusammen die Ausbildung gemacht hatte, zum 1. März zu uns kam. Wir hatten schon die Hoffnung aufgegeben, denn der ältere Bruder dieser Schwester war dagegen, daß *Sefali* zu uns ginge. So hat sie einen ganzen Monat zuhause gesessen und zunächst einige Tage aus Protest weder gegessen noch getrunken und dann schließlich doch ihren Plan ausführen können. *Sefali* ist nun unsere zweite vollausgebildete Schwester, und wir freuen uns sehr, sie hier zu haben. Sie hält jetzt jeden Abend Andacht mit den Mädchen zusammen.

Parboti hat im Februar einen Sohn bekommen. Nur mit viel Schwierigkeiten von Seiten der Schwiegereltern durfte sie zur Entbindung ins Hospital kommen. Sie lebt sehr einsam in dieser strengen Hindufamilie, zu der sie keine innere Beziehung finden kann. Nicht einmal Weihnachten, als sie von ihrem Haus aus das Singen und Tanzen bei uns hören konnte, durfte sie bis ins Grundstück kommen. Sie lebt nur zehn Minuten von uns entfernt und ist doch fast ganz getrennt von der Gemeinschaft, zu der sie so lange gehörte.

Bei uns im Haus hat über vier Jahre *Nanika* gearbeitet. Auch sie stammt aus einer nichtchristlichen Familie in einem Nachbardorf. Sie wurde im Februar plötzlich nach Hause gerufen, weil sie wieder eine Weile in der Familie leben mußte und von neuem in die Kaste aufgenommen werden sollte, nachdem sie solange mit Christen gelebt und gegessen hatte. Die Familie wollte sie nämlich verheiraten. Doch dem ausgewählten Bräutigam war die Hochzeit zu teuer. So hat er eines Tages seine Braut einfach geraubt! Zwei Tage hatte sie sich in der Hütte versteckt gehalten. Dann hatte sie es gerade wagen wollen, zum Dorfbrunnen zu gehen, um Wasser zu holen. Bei dieser Gelegenheit wurde sie von ihrem Mann geraubt. Dies ist eine legitime Art bei einigen Stämmen, sogar akzeptabler, als wenn man zum Standesamt gehen würde!

Viel Not mit ihrer Familie hat auch *Tulsha*, die in Kotapad im Internat seit zwei Jahren zur Schule geht. Sie wollte sich so gerne schon in diesem Jahr taufen lassen. Auf mehrere Briefe an die Mutter, in denen sie um Erlaubnis fragte, hat sie keine Antwort bekommen. Die Mutter kann ihr auch praktisch gar keine Erlaubnis dazu geben, weil sonst sofort die gesamte Kaste Ärger macht — und *Tulshas* Kaste hält untereinander ganz besonders stark zusammen. Aber, weil *Tulsha* noch nicht alt genug ist, sie wird etwa 15 Jahre sein, darf sie nicht ohne Erlaubnis der Eltern getauft werden. Das schließt das in Orissa geltende Gesetz aus.

Kurzmeldungen

»Dharm Pradesh« isoliert

Die kleine Gruppe von Gossnerchristen aus dem Uraon-Stamm, die im Januar 1970 eine eigene Gemeinschaft gebildet hatte, konnte sich nicht vergrößern. Der Kirchenbezirk Nordwest — überwiegend von Uraons bewohnt — hat eine eindeutige Stellungnahme abgegeben, daß man die Ziele der »Dharm Pradesh« nicht unterstützen könne. Der Versuch einer Kirchenspaltung ist also mißlungen.

Neue Pastoren in der Gossnerkirche

Nach Abschluß ihrer Ausbildung sind fünf junge Männer der Gossnerkirche ordiniert worden. Die Zahl der ordinierten und im aktiven Dienst befindlichen Pastoren der Gossnerkirche beträgt ca. 150.

Nepal-Besuch in Berlin

Der Exekutiv-Sekretär der United Mission to Nepal, Mr. Lindell, besuchte Ende April die Gossner Mission, wobei vor allem die Möglichkeit eines personellen Einsatzes seitens der Gossner Mission in Nepal besprochen wurde.

Im Anschluß an ein Abendessen, das vom Kuratorium für den Gast und Freund aus Nepal im Missionshaus stattfand, berichtete Lindell den in Berlin ansässigen Mitgliedern des Kuratoriums und Mitarbeitern der Gossner Mission ausführlich über den Stand der Missionsarbeit und beantwortete grundsätzliche und praktische Fragen, die das Himalaja-Land für den Dienst des Evangeliums in großer Vielfalt stellt. Wir hoffen, daß sie in der »Gossner Mission« in absehbarer Zeit behandelt werden.

Pastor Hanukh Minj gestorben

Aus Ranchi erreichte uns die Nachricht, daß Pastor Hanukh Minj am 13. Mai 1970 während einer Dienstreise sehr plötzlich nach einem Herzanfall gestorben ist.

Hanukh Minj ist vielen Gemeinden in Deutschland wohlbekannt. Von 1955–58 wurde er von der Gossnerkirche entsandt, um zwischen indischen und deutschen Gemeinden Kontakte herzustellen. Er wohnte in Espelkamp/Westfalen, und als Repräsentant der Gossnerkirche reiste er zwischen Ostfriesland und Bayern, um in deutscher Sprache zu predigen und zu berichten.

Nach seiner Rückkehr in seine Heimatkirche tat er zunächst Dienst in der Industriestadt Jamshedpur und später in der kirchlichen Oberschule Khuntitoli.

Wir mußten kürzlich mit Bedauern melden, daß H. Minj sich zum Sprecher einer Splittergruppe in der Gossnerkirche wählen ließ. Sein plötzlicher Tod hat auch aus diesem Grunde alle, die ihn in Indien und Deutschland kennen, um so mehr erschüttert.

Missionar Martin Prehn heimgegangen

Im Alter von 86 Jahren ist Missionar Martin Prehn am 27. Mai in Stepenitz/Brandenburg gestorben. Er gehörte zu den wenigen noch lebenden Missionaren, die bereits vor 1914 in das damalige Missionsfeld der Gossner Mission entsandt wurden und in Indien mehr beheimatet waren als in Deutschland. Während des 1. Weltkriegs wurde Martin Prehn mit anderen Missionaren interniert und dann zurückgeführt. 1926 ließ sich Martin Prehn erneut zum Dienst in Indien rufen und wirkte u. a. von 1927–35 als Schatzmeister der Gossnerkirche. Für kurze Zeit wurde er sogar der Präsident der indischen Gossnerkirche, als bei der Selbstverwaltung Schwierigkeiten aufkamen. Nach seiner endgültigen Rückkehr nach Deutschland hat er viele Jahre als Vorstandsmitglied seine Erfahrungen dem Kuratorium der Gossner Mission zur Verfügung gestellt. Sie schuldet dem bewährten Mitarbeiter großen Dank.

Wir brauchen Geld!

Für die Missionsarbeit in der Gossnerkirche, für den missionsärztlichen Dienst in Amgaon und Takarma für die Lehrlingsausbildung in Fudi und seit einigen Wochen für die Ausstattung und Ausreise unserer neuen Mitarbeiter in Zambia — es häuft sich! Deshalb wären wir für Überweisungen sehr dankbar. Konten: Berliner Bank, Nr. 4/7480 — Postscheckamt Berlin West 520 50 Postscheckamt Hannover 1083 05

Wir brauchen neue Abonnenten!

Wenn Ihnen dies Blatt gefällt und Sie weiterhin informiert bleiben wollen, bitten wir Sie — falls noch nicht geschehen — sich in unsere Abonnentenliste einschreiben zu lassen.

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission

VERTRAG ZWISCHEN GOSSNER MISSION UND REGIERUNG VON ZAMBIA VOR DER UNTERZEICHNUNG

Nach monatelangen Verhandlungen sind jetzt die Vorbereitungen zur Unterzeichnung des Vertrages zwischen der Regierung der Republik Zambia und der Gossner Mission vor ihrem Abschluß. Im Mai des vergangenen Jahres waren sie mit der Übersendung eines ersten Entwurfes aus Zambia begonnen worden. Der Besuch der Vorbereitungsgruppe im letzten Sommer erbrachte wesentliche weitere Ergänzungen, die in der Folge durch intensiven Gedankenaustausch, der auf der zambianischen Seite durch Merfyn M. Temple geführt wurde, zu einem für beide Seiten annehmbaren Ergebnis entwickelt werden konnten.

Der Vertrag ist, soweit wir informiert sind, der erste seiner Art in Deutschland, bei dem eine Missionsgesellschaft in unmittelbare Zusammenarbeit mit der Regierung eines Landes der Dritten Welt tritt. Er regelt in zum Teil sehr großzügiger Weise Grundsätze und Einzelheiten des Einsatzes der Gossner Dienstgruppe bei der Regionalentwicklung des Karibatales. Man rechnet, daß etwa 50 000 Menschen unmittelbar oder mittelbar durch die Maßnahmen des Projektes erreicht werden. Der Vertrag gilt vorerst bis zum 31. Dezember 1976, doch sind die Regierung von Zambia ebenso wie die Gossner Mission auf eine Periode von mehr als 10 Jahren vorbereitet.

14. Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriege- sellschaft beendet

Am 15. April 1970 ging das 14. Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegeellschaft, das am 20. Oktober 1969 begonnen hatte, in Mainz-Kastel zuende. Nach einer allgemeinen Einführung und Vorbereitung hatten die Teilnehmer, Pastoren aus deutschen und tschechischen evangelischen Kirchen, sowie Priester aus der katholischen Kirche, bis Ende Februar aktiv in Industriebetrieben und unter Gastarbeitern gearbeitet, um die drängenden Fragen aus eigenem Erleben kennen zu lernen. Die beiden letzten Monate standen im Zeichen einer theologischen und auf die kirchliche Praxis bezogenen Verarbeitung der gesammelten Erfahrungen. Zwei Teilnehmer sind mit der Arbeitsgemeinschaft »Dienste in Übersee« zum Einsatz nach Tanzania abgereist.

Leiter der Gossner Dienst- gruppe für Zambia bestellt

Pfarrer Siegwart Kriebel (34) wurde zum Leiter der Gossner Dienstgruppe für Zambia bestellt. Bis zum 31. 12. 1969 war Siegwart Kriebel Pfarrer im Gemeindedienst in Berlin. Mit ihm wird seine Frau Gisela (32) und zwei Kinder im Alter von 5 und 2 Jahren im Juni nach Zambia ausreisen. Siegwart Kriebels Hauptaufgabe wird es sein, die nötigen Verbindungen zwischen den Mitarbeitern der Gossner Dienstgruppe und dem Vertreter der Regierung für das Entwicklungsprogramm im Karibatal zu unterhalten. Ebenso wird er sich um Kontakte zur Vereinigten Kirche von Zambia bemühen, die im Tal arbeitet.

Außer ihm werden ein Bauingenieur, ein Sozialarbeiter und ein holländischer Landbauingenieur entsandt werden. Mitglieder der Gossner Dienstgruppe werden fünf Jahre im Einsatz in Karibatal bleiben.

Christus im Karibatal

Gedanken über die Tongas und ihren Glauben

Aus Beschreibungen der Tongas geht hervor, daß sich ihr traditioneller Kult hauptsächlich auf den »Regen« und auf die »Schatten« der Vorfahren richtet. Mir scheint, daß sich damit die Tongas ganz innerhalb der religiösen Vorstellungswelt der Afrikaner befinden, die der Afrikaner-Kenner Janheinz Jahn etwa so beschreibt: Die Afrikaner kennen einen außerweltlichen Schöpfergott, der am Anfang die Weltgesetze und Weltkräfte geschaffen hat. Er hat die Regeln aufgestellt, nach denen sich alle Wesen zu richten haben. Zu ihm betet jedoch niemand. Er wird nicht verehrt. Er ist nicht ansprechbar. Um Wünsche und Bitten der Menschen kümmern sich vielmehr unzählige innerweltliche Gottheiten. Zu ihnen gehören »Schatten« der Vorfahren und Naturkräfte wie der Regen. Diese »Götter« kann man in seinen Dienst zwingen, wenn man das magische »Wort« kennt, dem sie sich beugen müssen.

Ich bin nun sehr gespannt darauf, wie die Tongas die Verkündigung von Christus aufgenommen haben. Janheinz Jahn meint nämlich, daß für viele Afrikaner Christus eine der vielen Gottheiten geworden sei, also eine andere Art »Schatten« oder »Regen«. Viele glauben, jede christliche Konfession verkündige einen anderen »Jesus«. An dieser Stelle wird nun die Arbeit der Gossner Dienstgruppe ansetzen müssen. Es wird unsere doppelte Aufgabe sein, die Verkündigung der Vereinigten Kirche von Zambia im Bereich unserer Tätigkeit zu unterstützen. Aber daneben werden wir den »Göttern« und »Schatten« auch ganz unmittelbar durch technische, soziale, wirtschaftliche und andere Maßnahmen zuleibe gehen. Wir werden uns also bemühen, den notwendigen Zusammenhang zwischen christlicher Verkündigung und christlichem Dienst zu zeigen, so ungewöhnlich vielleicht manche Form werden wird.

Ich bin jedoch gewiß, daß sich Christus auch über die größten Unterschiede im Denken und in der Vorstellung der Menschen hinweg als der gemeinsame Herr und Bruder aller Menschen erweisen wird.

Siegwart Kriebel

KIRCHE OHNE ILLUSIONEN

Die Nöte der Vereinigten Kirche von Zambia

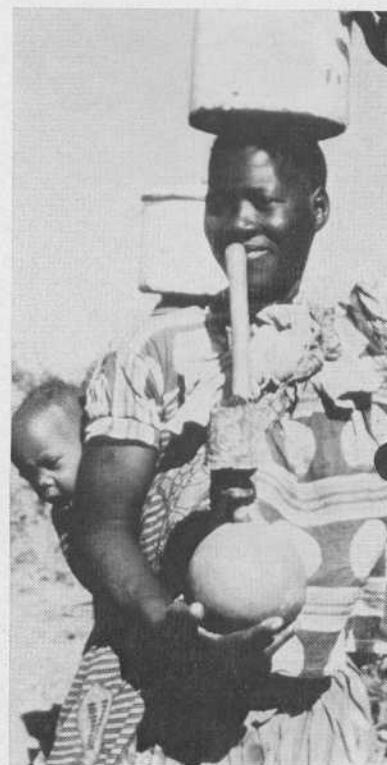
Der Leiter der Gossner Dienstgruppe wird ein Theologe sein. Er wird fraglos einen großen Teil seiner Arbeit in »berufsfremden« Bereichen auszuführen haben. Er wird aber auch unmittelbar als Pastor tätig werden: als Helfer von Samson Kapongo, einem afrikanischen Pastor im Tal des Karibasees. Samson Kapongo gehört zur Vereinigten Kirche von Zambia. Wie sieht also diese Kirche aus?

Vor 5 Jahren, am 17. Januar 1965, gründete sich die Vereinigte Kirche von Zambia als ein Zusammenschluß von 4 überseeischen Missionen. Zambia selbst war ein Vierteljahr früher unabhängig geworden. Im Überschwang der jungen Freiheit erwarteten viele Christen allein aus der Tatsache der Gründung einer eigenen Kirche die große Wende. Doch das große Gefühl und der hohe Mut verloren sich im Lauf der folgenden Jahre. So kann man vom Generalsekretär der Kirche heute hören: »Die Übergabe der Kirchenleitung an Zambianer hat uns keine Antwort auf die Frage gegeben, wie eine selbständig gewordene Kirche zu verstehen sei und aufgebaut werden sollte.«

Skeptische Worte — und nicht die einzigen dieser Art. Man sieht sich einer Fülle von Schwierigkeiten gegenüber:

- Der Kirchenhaushalt für 1970 hat ein Defizit von DM 60 000 bei insgesamt nur 32 000 Christen.
- Im vergangenen Jahr hat es keinen einzigen neuen Pfarramtskandidaten gegeben, und man erwartet Gleiches in diesem Jahr.
- Die Kirchenleitung sieht sich immer größeren Widerständen bei der Durchsetzung von Verwaltungsmaßnahmen gegenüber. Pfarrer verweigern schlichtweg den Gehorsam und schaffen sich in ihren Gemeinden Hausstreitkräfte.
- Die besonders auf dem flachen Lande weit verstreut lebenden Gemeindeglieder auf der einen Seite und die finanziellen Nöte, die die Beschaffung von Fahrzeugen für die Pfarrer unmöglich machen, andererseits, bewirken einen Versandungsprozeß in den jungen Gemeinden.
- Ein relativ hoher Anteil ausländischer Mitarbeiter in den kirchlichen Instituten, besonders den Schulen, stellt den Wert seiner Anwesenheit durch zu kurze Verträge nicht nur in Frage, sondern belastet ohnehin schwache Einrichtungen mit einem dauernden Wechsel im leitenden Personenkreis.

Dabei hilft es der Jungen Kirche offenbar wenig, daß ihr prominentestes Mitglied der Präsident der Republik selbst ist: Dr. K.



*Tonga-Mutter mit Kind
und Wasserpfeife*

D. Kaunda, Sohn eines afrikanischen Pfarrers, aufrechter Bekenner seines Glaubens, und vielbeachteter Vertreter der Dritten Welt auf der Weltkirchenkonferenz in Uppsala. So scheint Generalsekretär Doyce M. Masunsa mit seiner Zusammenfassung am Schluß des Berichts vor der Synode im Mai 1969 Recht zu haben, wenn er resümiert: »Im Blick auf all die erwähnten Schwierigkeiten frage ich mich, ob die Vereinigte Kirche von Zambia als eine Einheit in Zambia überhaupt noch lange bestehen kann und schließt dann: »Wir brauchen unsere ganze Zeit, um Pfarrerprobleme zu lösen und sind daher außerstande, den Blick zu öffnen auf die neuen großen Chancen in Zambia.«

Man kann die Nüchternheit, mit der die Leitung der Vereinigten Kirche von Zambia ihre Lage beurteilt, nicht hoch genug bewerten. Ja, man fragt sich, ob hier nicht ein Beispiel vorliegt, aus dem man hier in Deutschland zuerst Gewinn ziehen könnte. Wo findet man in unseren Kirchen ein ähnliches Maß an Mut zur Tatsache, der es sich verbietet, Wunschvorstellungen theologisch oder ideologisch zu überhöhen? In unserem Lande macht ein Bischof, der nicht mehr tut, als Tatsachen ernst zu nehmen, bereits Kirchen- und Tagesgeschichte. Aus Zambia hört man nichts, daß Doyce M. Masunsa von seinen Amtsbrüdern oder von Berufsständen wegen seiner offenen Worte gescholten worden wäre. Die Sachlichkeit dieser jungen Kirche wird es uns leicht machen, mit ihr in einem so nüchternen und sachlichen und gerade darum so typisch missionarischen Auftrag zusammen zu arbeiten, wie ihn die Gossner Mission mit dem Dienst im Karibatal antreten wird.

Klaus Schwerk

NEUE UNRUHE IN DER GOSSNERKIRCHE

Uraon - Gruppe bildet »Religionsprovinz«

Etwa 150 Glieder der Gossnerkirche gründeten am 26. Januar 1970 in der Christuskirche in Ranchi eine sogenannte »Religionsprovinz«, als deren »Bischof« sich der auch in deutschen Gemeinden bekannte Pastor Hanuk Minz, Bruder des derzeitigen Präsidenten der Gossnerkirche Bimal Minz, wählen ließ. Zu den Gründern gehören bekannte Persönlichkeiten wie Joel Lakra, J. J. P. Tiga und P. D. Panna. In einem Flugblatt lud Hanuk Minz alle Glieder der Gossnerkirche ein, der »Religionsprovinz« beizutreten. Die Gruppe hält ihre eigenen Gottesdienste nach dem sonntäglichen Hauptgottesdienst in der Christuskirche in Ranchi.

Die Leitung der Gossnerkirche unter dem Vorsitz des Präsidenten erklärte in einer Versammlung am 8. Februar die Gründung der »Religionsprovinz« für verfassungswidrig und forderte bis zum 15. März von etwa 10 Geistlichen, die der »Religionsprovinz« beigetreten sind, Erklärungen. Außerdem beschloß sie, die Gehälter der Hauptverantwortlichen vorerst zu sperren. Der Kirchengemeinderat in Ranchi, aus dessen Kreis offenbar wesentliche Impulse zur Protestaktion gekommen waren, wurde aufgelöst und ein neuer vom Präsidenten berufen.

Missionsinspektor M. Seeberg, der die Gossner Kirche soeben besucht hat, schließt in einem Bericht die Möglichkeit nicht aus, daß das Interesse der kirchlichen Öffentlichkeit an der protestierenden Gruppe bald erlahmen wird.

ARZT FÜR AMGAON GEFUNDEN

Nach langen und von Mißerfolgen geprägten Bemühungen ist es schließlich gelungen, Dr. Walter *Horo*, einen indischen Arzt aus Rourkela und Glied der Gossnerkirche, für die seit dem 1. Juli 1969 unbesetzte Arztstelle des Krankenhauses Amgaon zu gewinnen. Entscheidend für die Zusage des in Regierungsdiensten stehenden Arztes war die Versicherung der Gossner Mission, auch weiterhin für die finanzielle Sicherung des Krankenhauses aufzukommen. Ebenso war es von Bedeutung, daß durch einen Zusatz im Anstellungsvertrag eine Kündigung nur dann ausgesprochen werden kann, wenn sie von der Missionsleitung in Berlin gebilligt worden ist. Dr. Horo hielt diese Maßnahme angesichts der unsicheren Verhältnisse in der Gossnerkirche für unabdingbar.

Dr. Horo ist verheiratet mit der Ärztin Dr. Annie, geborener Bage, die nach Dr. Rohwedder in Amgaon tätig war und sich allgemeiner Anerkennung erfreut.

Bis zum Arbeitsbeginn des Ehepaares Horo Anfang Juli 1970 wird Fräulein Dr. Mohr aus Calw überbrückend in Amgaon Dienst tun. Sie reist am 18. 4. 1970 aus.

Ursula von Lingen und Marlies Gründler, die mehr als 8 Jahre bis Ende 1968 Mitarbeiterinnen im Hospital Amgaon waren, bleiben weiterhin im Dienst der Mission. Während Marlies Gründler im Institut für ärztliche Mission, Tübingen, mitzuarbeiten gebeten worden ist, reiste Ursula v. Lingen im März nach Japan aus, um dort im Dienst der MBK Mission, Bad Salzuflen, zu arbeiten.

Kulpal - eine neue Dorfambulanz

Kulpal, in der weiteren Nachbarschaft des Krankenhauses Amgaon gelegen, wird seit kurzem als Außenstelle regelmäßig vom Pflegepersonal aus Amgaon versorgt. Damit wurde ein weiterer Schritt in Richtung auf einen dezentralisierten Gesundheitsdienst, wie er vom Deutschen Institut für ärztliche Mission, Tübingen, seit längerem empfohlen wird, getan. Die Absicht ist, die Patienten, und das bedeutet die Krankheit an sich, bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen und dort mit der Hilfe anzusetzen.

Die kleine Ortschaft Kulpal machte vor etwa vier Jahren von sich reden, als die Hindugruppe der Bevölkerung ihre christlichen Mitbewohner aus Mißtrauen und Neid drangsalierte und ihre Felder verwüstete. Die Gemeinde reagierte damals nicht mit einer Vergeltungsaktion, sondern fand sich zum Gespräch und zur Vergebung bereit. Dieses unerwartete Verhalten beeindruckte die feindlichen Nachbarn nachhaltig. So konnte jetzt die Dorfambulanz aus dem Pfarrhaus in die staatliche Dorfschule verlegt werden. Das Mißtrauen ist gegenseitiger Achtung und dem Willen zur Hilfe gewichen.

Missionare aus der Gossnerkirche für Nepal

In Verfolg der Beteiligung der Gossner Mission bei der Arbeit in Nepal sind nun auch Erkundungen in der Gossnerkirche in Gang gekommen, um geeignete Missionare für den Dienst in diesem Gebirgsstaat zu finden. Missionsinspektor Seeberg machte es aus Anlaß seines jetzigen Besuches klar, daß nur die besten Kräfte für diese erste, über den Rahmen der eigenen Kirche hinausreichende Aufgabe infrage kämen. Es wurden Namen wie der des Landessuperintendenten (Adhyaksh) Dr. M. Bage und des Schulleiters Ekka aus Lohardaga genannt.

DR. KITAGAWA IN MAINZ - KASTEL

Dr. Kitagawa, Referent im ökumenischen Rat der Kirchen in Genf, besuchte Anfang März das Gossnerhaus in Mainz-Kastel, um vorbereitende Gespräche für den zweiten afrikanischen Pastorenkurs zur Fortbildung für die Mission in Großstadt und Industriewelt (UIM), der für 1971 geplant ist, zu führen. Er war ebenfalls anwesend, als sich in Paris ein vorbereitendes Gremium für den afrikanischen Pastorenkurs traf, an dem sich die Industrie-Mission der französischen protestantischen Kirchen beteiligen will. Frau Pastorin Springe nahm als Vertreterin der Gossner Mission an den Beratungen teil.

Dieser zweite Kursus führt die in Nairobi im vergangenen Jahr begonnene Arbeit mit afrikanischen Kirchen fort. Während der erste Kurs wesentlich für die Staaten im englischen Sprachgebrauch vorgesehen war, soll mit dem zweiten den Kirchen im ehemals französischen Einflußbereich gedient werden.

Die Gossner Mission und ihre Kasse

Eine Mission, die in drei Kontinenten — Europa, Afrika und Asien — arbeitet, braucht Geld. Das ist eine Banalität und muß nicht erst erläutert werden. Bemerkenswert jedoch ist, daß die Gossner Mission auch in den ersten drei Monaten dieses Jahres durch die vielen Überweisungen ihrer Freunde aus Deutschland reich bedacht worden ist: DM 75 000 waren es, der gleiche Betrag, wie in den beiden Vorjahren zu dieser Zeit. Grund genug zum herzlichen Dank und Ermutigung zur Bitte, nicht nachzulassen. Wir brauchen Ihre Fürbitte, und wir brauchen Ihr Opfer. Die Adresse für das Letztere ist:

Postscheckkonto Berlin West 520 50

Postscheckkonto Hannover 1083 05

Berliner Bank, Depka 4, Konto Nr. 7480

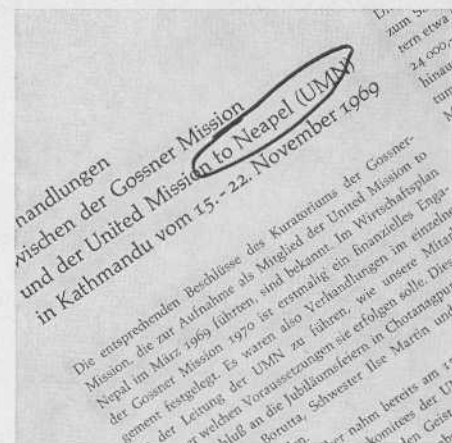
Auf Wunsch stellen wir Ihnen eine Bestätigung über Zuwendung zur Vorlage beim Finanzamt aus. Eine vorbereitete Zahlkarte liegt diesem Heft bei.

Gossner-sonntag zur Fremdarbeiterfrage

Am 15. März fand im Gossnerhaus Mainz-Kastel ein weiterer Gossner-Sonntag unter dem Thema »Der Fremdling in Deinen Toren« statt. Angesichts der im Raum Mainz-Wiesbaden vordringlichen Gastarbeiterfrage haben sich viele Gruppen innerhalb der Kirche, aber auch im Kommunalbereich und in der Industrie für dieses Thema interessiert und suchen nach Lösungen besonders des durch Mietwucher verschärften Wohnungsproblems.

Pfarrer Jochen Riess und seine Familie sind von Nairobi umgezogen. Die neue Adresse: Box 1655, Nakuru/Kenya. Eine Dia-Reihe mit Bildern vom Aufbau des ökumenischen Zentrums in Nakuru kann vom Gossnerhaus Mainz-Kastel entliehen werden.

Pfarrvikar Gerhard Mey wird am 1. 5. 1970 von der evangelischen Kirche in Hessen und Nassau auf Antrag des Kuratoriums der Gossner Mission zum Dienst in West-Afrika zur Verfügung gestellt. Er wird Mitglied der ökumenisch zusammengesetzten Leitung des zweiten Pastorenkurses sein.



O mia bella Napoli!

Wenn einer nach Neapel fliegt,
dann weiß er meistens, wo das liegt.
Doch wehe, wenn er sich verirrt
und bis zum Himalaya schwirrt!
Auch umgekehrt kann's peinlich sein:
Gesetzt, man steigt in Bombay ein,
um sich nach Nepal zu begeben,
dann wird man einen Schock erleben,
falls am Vesuv man sich entdeckt.
Ich glaube, daß das jeden schreckt.
Doch grade dies ist mir geschehen,
als ich das neue Blatt gesehen.
O liebe Gossner Missi-on:
Ich prophezeie Spott und Hohn.
Selbst wenn's des Setzers Schuld allein —
so etwas kann und darf nicht sein!
Durch sowas geht das »image« flöten,
und das ist äußerst schwer zu löten.
Dagegen gib't's nur eine Kur:
Lest bitte dreimal Korrektur!
Sonst heißt des Gegners Konsequenz:
»Den Gossners fehlt's an Kompetenz.«
Um zu vermeiden eben dies,
schickt diesen Beitrag

Jochen Riess.

P. S.

Und hoffentlich wird akzeptiert,
daß dies von Sympathie diktiert.

* * *

Der Rat ist fraglos wohlbedacht.

Doch Seeberg's Martin, Christian Berg, und
schließlich auch noch der Klaus Schwerk,
die haben Korrektur gemacht,
und haben's einfach übersehn.

Drum soll als Selbstverpflichtung stehn:
Es soll kein zweites Mal geschehn!

Klaus Schwerk

Mitteilungen

aus der Arbeit der Gossner Mission

AN UNSERE LESER

Liebe Freunde der Gossner Mission!

Neujahr 1970

Als Johann Evangelista Gossner im Jahr 1834 unter dem originellen Titel »Die Biene auf dem Missionsfelde« Blätter herauszugeben begann, die der Christenheit seiner Tage den Welthorizont des Reiches Gottes öffnen sollten und zu innerer und opferfreudiger Anteilnahme »am Werk des Herrn« aufriefen, da war der nicht mehr junge Berliner Pfarrer, der bereits einen weiten, geistlich reichen Weg als Jünger Jesu Christi zurückgelegt hatte, gewiß nicht der erste und einzige Diener Gottes, der von dieser Leidenschaft getrieben wurde. Und er trat vor allem nicht unvorbereitet an diese Aufgabe heran. Hatte er doch gut 20 Jahre zuvor kurze Zeit von Basel aus in dieser großen Sache gewirkt; und von Petersburg aus waren seine Predigten und dann von Leipzig seine Schriften in weite Räume gedrungen. Der einstige katholische Priester und lebendige Zeuge des Evangeliums war eine große und frühe ökumenische Gestalt, in dessen Herz missionarisches Feuer glühte.

Die Gossner Mission ist dann im Laufe der Jahrzehnte fast eine »normale« Missionsgesellschaft geworden, und ihr Organ, die »Biene«, flog mehr und mehr aus, um ihren Lesern vor allem von den speziellen Arbeitsgebieten der Gossner Mission zu berichten. Das wurde in den letzten Jahrzehnten vorzugsweise Indien, und in diesem Subkontinent das Hochland von Chotanagpur, wo eine bald 300 000 Glieder umfassende Kirche herangewachsen ist. Ganz, freilich, hat sich »die Biene auf dem Missionsfelde« nie auf dieses überseeische Gebiet beschränkt. Haben doch Boten der Gossner Mission Wesentliches beigetragen zu Kirchbildungen in USA und Australien im 19. Jahrhundert!

Die Zeiten sind anders geworden, der Missionsauftrag ist geblieben und bleibt. Die Kirchen in aller Welt, die sich bis vor wenigen Jahrzehnten weithin noch so verschlossen oder doch zögernd zu diesem Kernpunkt des Evangeliums — es bis an die Enden der Erde weiterzugeben! — verhalten hatten, haben heute Versäumnis und Mangel erkannt und engagieren sich im weltweiten Auftrag der Mission. Deutlicher Ausdruck dafür ist, daß ihr gemeinsamer Zusammenschluß im Ökumenischen Rat als eines seiner wesentlichsten Arbeitsinstrumente die »Abteilung für Weltmission und Evangelisation« hat. Von ihr gehen wirkungsvolle Anstöße, wesentliche Hilfen und überzeugende Rufe aus. Sie mahnt uns zu gemeinsamem missionarischem Handeln in allen sechs Kontinenten, damit einer verwirrten und notvollen Welt die gute Botschaft Gottes nicht vorenthalten wird.

Es war darum ein guter Beschluß des Kuratoriums der Gossner Mission vor mehr als Jahresfrist, an die Zeiten des Anfangs wieder anzuknüpfen, in dem zukünftigen Organ den Horizont weit zu öffnen und über die Arbeit in aller Welt zu informieren. Diese Entscheidung legte nahe, sich mit dem Blatt des Deutschen Evangelischen Missionsrates zu verbinden, das sechsmal im Jahr eine Übersicht über das Wirken des Evangeliums auf der ganzen Erde gibt. Das »Wort in der Welt«, redigiert in Hamburg, ist also das Kopfblatt der »Gossner Mission« im neuen Gewand und mit reichem Inhalt jetzt zu Beginn der siebziger Jahre. Vier Seiten (je zwei am Anfang und am Schluß), wie alle Leser schnell entdecken werden, berichten von den speziellen Aufgaben der Gossner Mission und den Männern und Frauen, die in ihrem Auftrag Dienst tun. Wie sehr ist zu hoffen, daß andere Missionsgesellschaften den gleichen Weg beschreiten, um in die oft verwirrende Fülle der Missionsarbeit in Deutschland mehr Einheit und Gemeinsamkeit zu bringen!

Solange also Freunde der Gossner Mission in der Christenheit Deutschlands (aber auch über sie hinaus) und einige Landeskirchen sie als Instrument ansehen, dem Evangelium in aller Welt zu dienen, soll dies neue und veränderte Blatt uns in diesem großen Auftrag zusammenschließen. Denn Gottes Gnade in Jesus Christus — ihrer bedürfen wir auch heute so dringend wie nur je. Und sie will uns tüchtig machen zu allem guten Werk im Gehorsam des Glaubens, zu dem alle Völker eingeladen werden sollen, weil er ihr geheimes Sehnen wahrhaft erfüllt.

Im besonderen wird aber auch in diesen Heften zu hören und zu lesen sein von der neu beginnenden Arbeit in *Zambia*. Die von der Gossner Mission erwarteten Dienste in *Großstadt und Industriewelt* werden um unser Anteilnehmen werben. Daß die Gossner Mission Mitträgerin der »Vereinigten Mission in *Nepal*« geworden ist, wird nicht nur anklingen, sondern davon wird zu erzählen sein. Und wie könnten wir vergessen, daß wir in und mit unserer lieben *Gossner-Kirche in Indien* vor allem noch an ihrer Missionsarbeit beteiligt sind, und in Chotanagpur und Assam treue Opferbereitschaft gerade in dieser Aufgabe von uns erwartet wird!

So erbitten und erhoffen wir zuversichtlich, daß Sie, liebe Freunde, sowie die Gemeinden und Gemeinschaften, in denen die Gossner Mission seit langem eine Heimstatt hat und ihre Arbeit fürbittend und opferwillig mitgetragen wird — daß Sie uns Ihre Verbundenheit bewahren. Es gibt nichts Wichtigeres in dieser Weltenstunde voll unerhörter Möglichkeiten und schauerlicher Gefährdungen, als Gottes Heil heute kund werden zu lassen.

Dankbar für die Gemeinschaft mit Ihnen allen

Ihr Christian Berg

STADT- UND INDUSTRIE-MISSION IN KENYA

Unser Mitarbeiter Pfarrer J. Riess berichtet
aus seinem Arbeitsgebiet

1. In Nakuru existiert bereits eine Arbeitsgruppe sog. »destitute women«, mittelloser Frauen, unter Leitung der dortigen Sozialarbeiterin des Nationalen Christenrats von Kenya, Frau Mary Weme. Dieser Gruppe gehören Frauen an, deren Männer entweder weggelaufen sind oder im Gefängnis sitzen, ferner unverheiratete Mütter, Witwen ohne Familienunterstützung, usw.

Ihre Lage ist, abgesehen vom Fehlen einer staatlichen Alterssicherung, z. T. nur zu verstehen auf dem Hintergrund des allgemeinen Umbruchs, der auch die Heiratsitten erfaßt hat. Das gilt besonders für den Brautpreis, eine in ganz Afrika verbreitete Einrichtung. Ursprünglich war der Brautpreis eine festgesetzte Leistung, die der Bräutigam in Form von Arbeit oder Vieh, Naturalien oder Geld an die Eltern der Braut zu entrichten hatte.

Er stattete damit seinen Schwiegereltern Dank ab für die Mühe, eine tüchtige Frau erzogen zu haben. Gleichzeitig stellte der Brautpreis eine Kompensation für die verlorene Arbeitskraft der Tochter dar. Schließlich war dazwischen eine solide Vorbeugung gegen übereilte Scheidung, da bei Schuld des Mannes die Schwiegereltern alles behalten dürfen, während sie bei Schuld der Frau alles zurückzahlen müssen. Es ist also nicht richtig, von Braut-»kauf« zu sprechen.

Erst in den letzten Jahren, besonders seit Einführung der Schulbildung für Mädchen, sind die Forderungen in unerschwingliche Höhen getrieben worden, nicht zuletzt deshalb, weil die Schwiegerväter hoffen, auf diese Weise einen Teil des in ihre Töchter investierten Schulgeldes wieder zurückzuerhalten. 40–80 Kühe plus ein oder mehrere Sack Zucker, Stoff, und 2–3000 Shilling in bar sind keine Seltenheit. Da derartige Forderungen die jungen Leute auf Jahre hinaus wirtschaftlich knebeln, heiraten immer mehr Paare ohne Zustimmung ihrer Eltern, d. h. ohne Brautpreis. Die Kehrseite dieser Lösung heißt: sehr viel leichteres Auseinandergehen. Die Ablösung vom Stammes- und Familienverband durch das Leben in der Stadt tut ein übriges. Wie immer, sind die Frauen dabei im Nachteil.

So auch in Nakuru. Um einigen von ihnen eine Möglichkeit zu geben, wenigstens etwas zu ihrem eigenen Lebensunterhalt beizutragen, (und ihnen dadurch auch eine gewisse Selbstachtung zu vermitteln), hat die Sozialarbeiterin des Nationalen Christenrats von Kenya eine Art Heimindustrie organisiert. Die Frauen stellen Handarbeiten aller Art in verschiedenen Techniken und Materialien her. Sie häkeln, stricken, flechten, knüpfen und nähen

Schmuck, Kleidung, Gebrauchsgegenstände und Touristenartikel, meist in traditionellen Formen und Farben. Aus diesem Grunde ist in die Planung ein kleiner Laden einbezogen worden, dessen Schaufenster an der Hauptzufahrtsstraße zum Lake Nakuru Nationalpark liegt und hoffentlich viele Touristen anziehen wird. Es könnten allerdings weit mehr Frauen in ein erweitertes Heim-Industrie-Projekt einbezogen werden, wenn man sie in bestimmten Techniken unterweisen könnte.

Dafür brauchen wir eine Werkstatt und ein Minimum an Ausstattung, z. B. 2–3 Nähmaschinen, Scheren, Bügeleisen, einen Webrahmen usw.

2. Ein zweiter wichtiger Personenkreis, dem unsere Arbeit gilt, sind die schulentlassenen arbeitslosen Jugendlichen. Auch ihr Schicksal ist größtenteils strukturbedingt. Von jährlich ca. 150 000 Schulabgängern finden höchstens 50 000, ein knappes Drittel, in den verschiedenen Zweigen der kenyanischen Wirtschaft eine Stellung. Die anderen liegen auf der Straße, oft im buchstäblichen Sinne. Und dabei sind es häufig gerade die besten unter ihnen, die Jungen und Mädchen mit Initiative und Energie, die sich auf eigene Faust auf den Weg in die Stadt begeben, weil nur die Stadt eine Chance verspricht. Zu Fuß, per Bus oder Anhalter reisen sie ihrer Enttäuschung entgegen. Denn längst sind Tausende ihresgleichen vor ihnen angekommen – die Schulabgänger der letzten Jahre. Niemand will sie, niemand braucht sie. Sehr bald kämpfen sie um das nackte Überleben. Mit bewundernswerter Findigkeit entdecken sie immer neue Möglichkeiten, ein paar Cents zu verdienen: als Parkboys, die Autofahrer in Parklücken einweisen; als Hilfsschieber oder -bremsen, die an steilen Straßen den unzähligen zweirädrigen Karren hinauf- oder hinunterhelfen; als Wasserholer oder Feuerwächter, die morgens sehr früh Wasser auf selbstgebastelten Karren heranschaffen und zahlreichen Teebuden, vor allem im Industrieviertel, die Öfen anheizen; als Erdnußverkäufer, Schuhputzer, Zeitungsjungen, Wiederverkäufer alter Illustrierter, Zementsackreiniger und mit dergleichen niedrigen und erniedrigenden Dienstleistungen ertragen sie sich täglich ein Minimum an Lebensunterhalt. Ein gerösteter Maiskolben, ein Stück Zuckerrohr, ein paar alte Bananen am Obstmarkt, das ist oft alles für einen ganzen Tag. Aber vielen bleibt nur das Betteln und Stehlen, das Wühlen in den Mülltonnen, den Mädchen die Prostitution. Mit Gesetzen zur Zwangs-rückführung arbeits- und wohnungsloser Personen allein ist es nicht getan.

Deswegen wird der Versuch unternommen, Programme zu entwerfen, mit deren Hilfe diese Jugendlichen instandgesetzt werden sollen, sich auf ehrliche und menschenwürdige Weise einen bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen.

Abschließend sei darauf hingewiesen, daß unser Programm nur solche Punkte umfaßt, für die wir an Ort und Stelle einheimische Fachleute finden können, die sich uns gegen Bezahlung zeitweilig zur Verfügung stellen.

Verhandlungen zwischen der Gossner Mission und der United Mission to Neapel (UMN) in Kathmandu vom 15. - 22. November 1969

Die entsprechenden Beschlüsse des Kuratoriums der Gossner-Mission, die zur Aufnahme als Mitglied der United Mission to Nepal im März 1969 führten, sind bekannt. Im Wirtschaftsplan der Gossner Mission 1970 ist erstmalig ein finanzielles Engagement festgelegt. Es waren also Verhandlungen im einzelnen mit der Leitung der UMN zu führen, wie unsere Mitarbeit und unter welchen Voraussetzungen sie erfolgen solle. Diese sollten im Anschluß an die Jubiläumsfeiern in Chotanagpur geschehen und von P. Borutta, Schwester Ilse Martin und Dr. Berg wahrgenommen werden.

Das ist geschehen. Ich selber nahm bereits am 15. 11. am zweiten Konferenztag des Exekutivkomitees der UMN als Gast teil und erhielt wertvolle Einblicke in den Geist, die Probleme und die Methoden der Arbeit. Am 17. November führten wir zu dritt die vorgesehenen Gespräche. Es schlossen sich Besichtigungen verschiedener Arbeitsplätze der UMN in und um Kathmandu an, an denen auch teilweise Ehepaar Gohlke/Dünne teilnahm. Die Ergebnisse im einzelnen, die im Kuratorium am 14. 1. 1970 mündlich erläutert wurden, sind folgende:

1. Die Absicht, die Gossner-Kirche in Indien an der personellen Mitarbeit in Nepal zu beteiligen, wurde von Exekutivsekretär Lindell begrüßt und akzeptiert. Die Voraussetzung dafür ist gegeben, da die Leitung der Gossner-Kirche am 4. November 1969 eine entsprechende Empfehlung des »Boards für Evangelisation« einmütig annahm.

Es wurde verabredet, zwei Lehrer aus der Gossner-Kirche (Bachelor of Arts) für den Dienst in Nepal — möglichst schon 1970 — zu nominieren.

2. Das Spektrum der Anforderungen der UMN ist sehr breit — entsprechend der vielgestaltigen Arbeit der UMN mit ihren z. Z. ca. 130 Mitarbeitern auf medizinischem, schulischem, technischem und landwirtschaftlichem Sektor. Lindell nannte uns ein gutes Dutzend dringender Aufgaben, für die Mitarbeiter(innen) der Gossner Mission willkommen wären.

Es handelt sich sowohl um Ärzte und Schwestern, aber auch um Lehrer für Ober- und Mittelschulen, Administratoren, Techniker mit besonderer Qualifizierung und, in beschränktem Umfang, landwirtschaftliche Kräfte.

3. Wir haben freilich in Anschlag zu bringen, daß jede vom Kuratorium akzeptierte Kraft noch in aller Form vom Exekutivkomitee der UMN durch formellen Beschluß angenommen werden muß. Dieses Gremium tagt zweimal jährlich (März und Oktober/November).

4. Für jede(n) Mitarbeiter(in) erwartet die UMN eine »working grant« von mindestens 4 800,— Nep. Rps. (= ca. 2000,— DM pro Jahr. Das ist also der unerläßliche Betrag der G. M. zum Sach-Budget der Missionsarbeit in Nepal. Bei Mitarbeitern etwa (2 aus Indien, 3 aus Deutschland) hätten wir jährlich 24 000,— Rps. = ca. 10 000,— DM z. Z. beizutragen. Darüber hinaus gewährte Zuschüsse sind natürlich angesichts des Wachstums der Arbeit höchst willkommen. Im ersten Jahr unserer Mitgliedschaft 1970, wo unsere personelle Mitarbeit noch nicht voll in Erscheinung treten kann, sollten wir eine solche gewähren.

Im übrigen kommt jede der 30 Mitgliedsgesellschaften der UMN für die von ihr entsandten Kräfte nach ihren Regulationen auf (Gehalt, Reisekosten, Vertragszeit etc.). Wohnung in Nepal stellt dagegen die UMN.

5. Die Gewährung des Visums für Nepal bietet keine Schwierigkeiten. Auch sonstige Fragen (Sprachschule etc.) konnten befriedigend geklärt werden.

Wir haben natürlich in den Tagen unseres Besuchs eine Fülle von Informationen über den ökumenischen Charakter und Umfang der Arbeit erhalten; auch über die kleine Christenheit des Landes und dessen politische Lage und Probleme.

Wir waren jedenfalls der Überzeugung, daß wir einer hoffnungsvollen Teilaufgabe der Gossner Mission entgegengehen, für die wir unseres Herrn Hilfe in getrostem Vertrauen erbitten dürfen.

Christian Berg

KURZMELDUNGEN

Prof. Vogel in der Gossner-Kirche

Heinrich Vogel, ordentlicher Professor für systematische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Berlin, hat zum zweiten Mal die Evangelische Gossner-Kirche in Indien besucht und von Oktober bis Dezember 1969 im theologischen Seminar der indischen Kirche in Ranchi Vorlesungen zum 3. Artikel des Glaubensbekenntnisses gehalten.

Schwester Marianne Koch

Im Februar 1970 wird Schwester Marianne Koch aus Indien zurückkehren und in Berlin die Schwesternhochschule besuchen. Schwester Marianne Koch war 1965 ausgereist und arbeitete zunächst im Missionskrankenhaus Amgoan/Orissa und später auf der Krankenstation Takarma.

Daisy Hemron

Die in vielen deutschen Gemeinden bekannte ehemalige Stipendiatin der Gossner Mission, Daisy Hemron, hat mitgeteilt, daß sie am 14. 1. 70 in Assam geheiratet hat.

Pastor Seeberg in Ranchi

Im Februar 1970 wird sich Missionsinspektor Pastor Seeberg in Ranchi aufhalten. Nach dem Tod von Bischof Manikam muß er dessen Aufgabe übernehmen, das Kirchenverfassungsgericht der Gossnerkirche einzuberufen. Es wird dies die erste Sitzung sein, auf der strittige Verfassungsfragen der Kirche verhandelt werden.

Zambia-Mitarbeiter in Berlin

Zu einem dreimonatigen Vorbereitungskursus werden sich im März die voraussichtlich sechs Mitarbeiter der Gruppe für Zambia in Berlin einfinden. Neben der Erlernung des afrikanischen Tonga-Dialekts werden die geistliche Zurüstung und intensive praktische Vorbereitungen auf die physischen Belastungen des Lebens in der Einsamkeit auf dem Programm stehen.

Informieren Sie sich bitte:

D. Hans Lokies *Die Gossner-Kirche in Indien — Durch Wachstumskrisen zur Mündigkeit* Lettner-Verlag Berlin 1969 — kart. 151 S., DM 7,80

Der Verfasser war 35 Jahre hindurch Direktor der Gossner Mission und ist als Sohn eines Indien-Missionars im Land geboren. Zwei längere Reisen in sein Geburtsland haben ihn tiefgehend auf die Entwicklung der jungen Kirche einwirken lassen, der seine ganze Liebe und seine Lebensarbeit gehört hat. Wer die zentralen geistigen Fragen im Werden der Gossner-Kirche erfassen möchte, greife zu diesem Band!

D. Heinrich Vogel *Die Zeit der Öllampen ist vorbei — Indien zwischen Religion und Technik* Lettner-Verlag Berlin 1967 — geb. 253 S., DM 15,80

Das Reizvolle an diesem Buch des Berliner Theologen, der zu Gastvorlesungen nach Indien eingeladen war, ist die Verbindung eines lebendigen Reiseberichts — vor allem durch die Gemeinden der Gossner-Kirche — mit der Behandlung grundlegender Fragen, in der die Welt des Hinduismus mit dem Evangelium von Jesus Christus konfrontiert wird. Der aufmerksame Leser wird mit reichem Gewinn und vertiefter Erkenntnis belohnt.

Dr. Klaus von Stieglitz *Der unvollendete Auftrag — Mission am Beispiel der Gossner-Kirche in Indien* erscheint im Herbst 1969 im Evang. Missions-Verlag/Stuttgart

Der Vorsitzende der Missionskammer der Evang. Kirche von Westfalen und Superintendent in Dortmund hat 1968 Indien vor allem auch die Gossner-Kirche besucht. Seine Eindrücke hat er durch gründliche Studien vertieft und läßt nun seinem früheren Afrika-Buch »Asante« diesen Band folgen. Er ist eine wertvolle Ergänzung der beiden erstgenannten Bücher, geschrieben von einem mit Leidenschaft für die Weltmission engagierten Mann der Kirche, der aus der intensiven Beschäftigung mit der Gossner-Kirche wichtige Erkenntnisse für das Gemeindeleben in Deutschland gewinnt.

Ilse Martin *Briefe aus Indien — für Kinder* Lettner-Verlag Berlin 1964 — kart. 143 S., DM 8,80

Diese 28 Briefe der langjährigen Mitarbeiterin der Gossner-Mission, die heute seit über 15 Jahren im Dienst an Kranken und Leidenden in Indien steht, sind nicht nur ein schönes Zeugnis für ein erfülltes Leben in der Nachfolge Jesu Christi, sie sind eine Fundgrube für Wissen und Kenntnis über den Alltag Indiens, seine Nöte und Freuden für die Menschen in den Dschungeldörfern der heißen Ebenen und abseitigen Bergwelt. Und alles ist erzählt, daß unsere heranwachsenden Kinder sich in dem Büchlein festlesen und Herz und Geist davon geprägt werden.

Alle Bücher können über die Buchhandlung der Gossner-Mission, 1 Berlin 41, Handjerystraße 19/20, bestellt werden.

Wir danken Ihnen!

Wir hatten Anfang 1969 unsere Freunde zu einer Sonderspende anlässlich des 50jährigen Jubiläums der indischen Gossner-Kirche aufgerufen. Damit wollten wir einige sehr wichtige Unternehmungen der Gossner-Kirche finanzieren.

Mit Freude und Dankbarkeit teilen wir Ihnen mit, daß das Echo vielfältig und zustimmend gewesen ist. Wir haben unser »Soll« erreicht.

Es gingen ein 1969: DM 343 500,—, davon DM 38 869,27 Jubiläumsspenden.

Dieses Ergebnis macht uns Mut, Sie weiterhin um Ihre Treue zu bitten, damit die alte und neue Missionsarbeit der Gossner Mission weitergehen kann.

Unsere Konten: Postscheckkonto Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank, Depka 4, Kto. Nr. 7480

Postscheckkonto Hannover 1083 85